

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften. jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Grimm.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Engelbert antwortete Marie nicht sogleich. Augenscheinlich hatte er da einen kleinen Kampf mit sich selber zu bestehen, und die Augen des jungen Mädchens, die so ernst und unbequem fragend auf ihn gerichtet waren, setzten ihn unverkennbar in eine Verwirrung, wie sie Marie nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte.

„Was Dir verschwiegen worden?“ brachte er endlich mit einem nur halb gelungenen Versuch, seinen gewöhnlichen leichten Ton anzuschlagen, hervor. „Ich wäre vielleicht nicht gekommen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß Du bereits unterrichtet seiest. Es giebt eben Fälle, in denen man am besten thut, zunächst die Thatfachen selber sprechen zu lassen.“

Aufrichtiges Erstaunen prägte sich in Mariens Zügen aus. Seine Andeutungen und räthselhaften Umschreibungen mußten ihr in Wahrheit völlig unverständlich sein.

„Du hast eine seltsame Art, meine Wisbegierde rege zu machen,“ sagte sie, „das klingt ja in der That, als wäre da etwas Außerordentliches im Werke und als hätte ich Grund, mich auf schlimme Neuigkeiten gefaßt zu machen.“

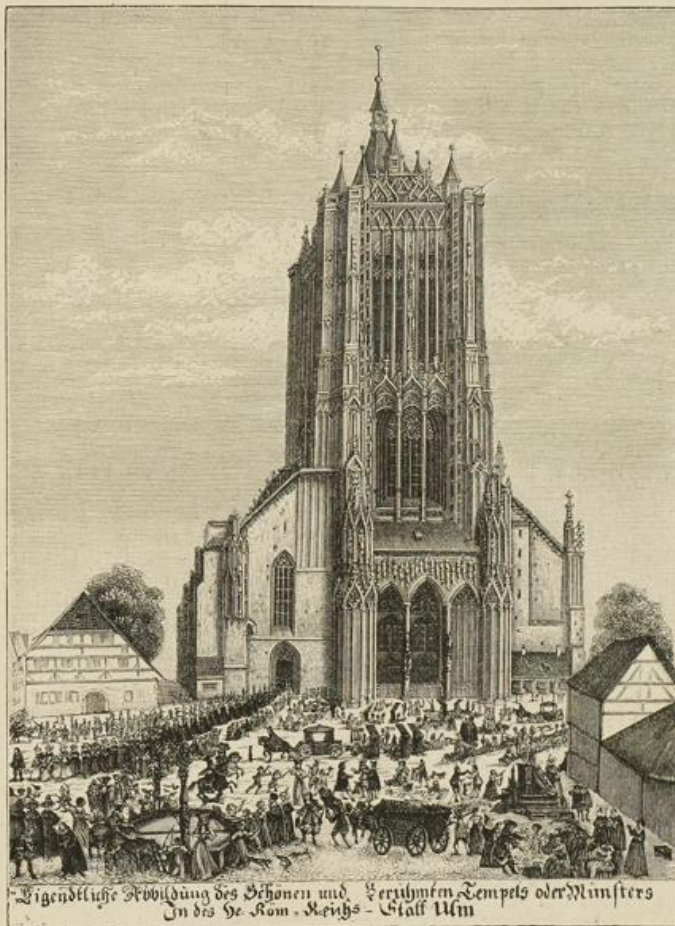
Draußen ging eine Thür, und man hörte die tiefe Stimme des Generals, der nach seinem Sohne fragte. Seine bisherige Zurück-

haltung plötzlich aufgebend, trat Engelbert rasch auf Marie zu. „Ach, wozu sollen wir davon reden, ehe es nöthig ist!“ flüsterte er. „Von dem Verhäng-

niß, dessen Lauf man nicht aufzuhalten vermag, wird man ja immer noch früh genug ereilt. Sei gewiß: wenn es noch ein Mittel giebt, das Verhängte abzuwenden, so werde ich sicherlich nicht zögern, mich desselben zu bedienen. Und was auch immer kommen mag, jedenfalls mußt Du mir glauben, daß ich nur Dich geliebt habe, nur Dich allein liebe und in alle Ewigkeit lieben werde, meine theure, angebetete Marie!“

Er hatte sie an sich gerissen und sie zweimal heiß und stürmisch geküßt, ehe sie in ihrer Ueberaschung die Kraft gefunden hatte, sich gegen sein Beginnen zu sträuben. Dann war er ohne ein weiteres Wort, ohne Gruß und Abschied, aus dem Zimmer geeilt, und Marie hörte seinen sporenklickenden Schritt draußen auf dem Gange verhallen.

Mit einem aus Bestürzung, Beschämung und Unwillen gemischten Empfinden kaufte sie diesem Klange, unfähig, über das eben Erlebte sogleich zu voller Klarheit zu gelangen. So wie sich Engelbert jetzt von ihr getrennt hatte, pflegt man sich von derjenigen, die man liebt,



Eigentliche Abbildung des Schönen und berühmten Tempels oder Münsters In des He. Rom. Reichs - Stadt Ulm

Das Ulmer Münster im Jahre 1666. Mit dem Festzug am 30. Juni 1666.

doch nur zu trennen, wenn es einen Abschied für das Leben gibt, — und das gewaltsame Hervorbrechen seiner bis dahin augenscheinlich mit schwerer Selbstüberwindung zurückgedrängten Leidenschaft im Verein mit den dunklen Hinweisen auf ein Verhängniß, dessen Lauf er nicht mehr aufzuhalten vermöge, mußten sie in der Befürchtung bestärken, daß irgend ein Unglück, ein geheimnißvolles, furchtbares Unglück drohend über ihrem Haupte schwebte.

Aber sie zerbrach sich vergebens den Kopf, um über die Natur dieses Unglücks zu einer Vermuthung zu gelangen, die ihr selber halbwegs glaubwürdig erschienen wäre.

Sie dachte daran, daß er vielleicht vor einem Zweikampfe stände, dessen Ausgang ein tödlicher sein könnte; doch wenn auch seine letzten Aeußerungen mit einer solchen Annahme wohl in Einklang zu bringen waren, — was konnte ein Duell Engelberts mit ihrer Anwesenheit bei der Hainriedischen Gesellschaft zu thun haben?

Wenn es sich aber nicht um eine Gefahr handelte, welche dem Leben Engelberts drohte — um was nur konnte es sich sonst handeln? — Für einen Augenblick wohl dachte Marie an die Gräfin Hainried, an die Huldigungen, welche Engelbert ihr dargebracht, und an die Gunstbeweise, durch welche die Tochter des künftigen Kriegsministers ihn in so augenfälliger Weise ausgezeichnet hatte. Doch der häßliche, mißtrauische Gedanke verschwand noch schneller, als er gekommen war. Selbst der Glaube an die tollste und abenteuerlichste Möglichkeit hätte ja mehr innere Berechtigung gehabt als dieser unwürdige Zweifel. Wäre es auszuwenden gewesen, daß Engelbert in erbärmlicher und ehrloser Wandelbarkeit die Stirn haben sollte, seine Schwüre zu brechen und durch die Anknüpfung eines neuen Bandes einfach zu verleugnen, was zwischen ihm und seiner jungen Verwandten geschehen war, — so konnte es doch unmöglich seine Absicht sein, der tödlichen Kränkung auch noch den grausamsten Hohn hinzuzufügen! Vielleicht ließ sich an die Möglichkeit glauben, daß ein Mann feige genug sein könnte, schimpflichen Verrath an einem Mädchen zu begehen, ohne das Herz zu einer offenen und rückhaltlosen Erklärung zu finden, — aber nimmermehr konnte ein solcher Mann den traurigen Muth haben, mit dem Bewußtsein des begangenen Verraths im Herzen noch einmal von der Ewigkeit seiner Liebe zu sprechen und sich noch einmal das Recht einer Zärtlichkeit zu nehmen, auf die nur der künftige Gatte Anspruch erheben darf.

Nein, was auch immer geschehen konnte, und von wie furchtbare Beschaffenheit das Unbekannte, Unbegreifliche sein mochte, dessen Herannahen Marie nach diesem seltsamen Austritt in ahnungsvollem Bangen deutlich und immer deutlicher zu fühlen meinte, — an eine Treulosigkeit Engelberts durfte sie nicht glauben, ohne sich zugleich eines schweren Unrechts gegen ihn schuldig zu machen und ohne zu ihrer eigenen Qual zu zerstören, was an Lebensmuth und gläubigem Vertrauen auf den Edelsinn der Menschen in ihrer Seele lebte.

Bis in die Tiefen ihres Wesens erschüttert, von Sorgen und Zweifeln gepeinigt und vielleicht am meisten von einer immer wieder erwachenden Regung der Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Verhalten gequält, war Marie wahrlich in wenig geeigneter Stimmung für die Erfüllung der Aufgabe, welche sie da aus Mitleid mit der Verlegenheit des Rittmeisters von Boretius auf sich genommen hatte. Aber es handelte sich um die Erfüllung einer Pflicht, vor der es kein Entrinnen mehr gab, und mit entschlossenem Zusammenraffen ihrer starken Willenskraft vertiefte sich Marie immer aufs neue in den Wortlaut und den Geist der schönen Gelegenheitsdichtung, wie vollständig auch ihre Theilnahme an dem großartigen Wohlthätigkeitsfest geschwunden war und wie oft auch trotz des redlichsten Bemühens ihre Gedanken weit hinweg flogen zu ganz anderen Dingen.

Lauter, herzlich, langanhaltender Beifall war den letzten Versen der ergreifenden Dichtung gefolgt, und diejenigen, welche sich in der unmittelbaren Umgebung des freudestrahlenden Dichters befanden, schüttelten ihm glückwünschend die Hände. Er war sehr niedergeschlagen gewesen, als man ihm mitgetheilt hatte, daß die Sprecherin des Prologes nur wenige Stunden gehabt habe, um sich mit demselben vertraut zu machen, nun aber erklärte er mit stolzer Bescheidenheit, daß seine kühnsten Erwartungen durch den meisterhaften Vortrag weit übertroffen worden seien und daß die

Wirkung des Gedichtes mehr als zur Hälfte auf die Rechnung der talentvollen jungen Dame gesetzt werden müsse.

In der That hatte Marie die niederdrückende Befangenheit, von welcher sie angefaßt der hundertköpfigen, glänzenden Zuhörerschaft ergriffen worden war, rasch überwunden, die gluthvolle Wärme der Dichtung hatte sie schon nach den ersten Versen heiß und ungestüm mit sich fortgerissen, und ohne jedes leere theatralische Pathos, doch desto eindringlicher und zu Herzen gehender hatte ihre schöne, wohl lautende Stimme den mäßig großen Raum erfüllt. Als sie am Arme des Herrn von Boretius in ihrem einfachen weißen Gewande von dem kleinen Podium herabstieg, machte sie die freudige Erregung über das Gelingen des kühnen Wagnisses, welche ihre zarten Wangen lebhafter röthete, so holdselig und lieblich, daß ein Murmeln der Bewunderung durch die Reihen der aristokratischen Versammlung ging und daß der noch einmal mit vermehrter Wärme hervorbrechende Beifall sicherlich viel weniger der Kunst der Sprecherin als ihrer siegreichen Schönheit galt.

In dem Nebenzimmer, wohin Boretius unter vielen überschwenglichen Lobeserhebungen Marie geleitete, sah es bunt genug aus. Nicht nur die vornehmen Dilettantinnen, welche in dem Konzert mitwirken sollten, sondern auch die kostümirten Verkäuferinnen hatten sich dort versammelt, und es schwirte, klüfferte und sicherte in freudiger, erwartungsvoller Spannung wie hinter den Coulissen einer großen Bühne, auf welcher ein glänzendes Ausstattungsstück in Scene gehen soll.

Gilly von Brendendorf, die nie zuvor so reizend ausgesehen hatte wie in ihrer soletten spanischen Tracht, eilte auf ihre Base zu und küßte sie auf beide Wangen.

„Ich habe an der Thürspalte gestanden und habe alles gehört,“ rief sie. „Tausend Glückwünsche zu Deinem großartigen Erfolg! Ich glaube, wenn Du heute abend die Julia im Schauspielhause spielen müßtest, es kostete Dich nicht mehr als eine halbe Stunde der Vorbereitung.“

„Sie haben in der That ein bewundernswürdiges Talent, Fräulein von Brendendorf,“ sagte die Gräfin Hainried, welche neben Gilly gestanden hatte. „Als mir Engelbert gestern abend von Ihrem Vorhaben sprach, bezweifelste ich aufrichtig, daß es möglich sei, es zur Ausföhrung zu bringen.“

Sie hatte mit vollkommener Höflichkeit gesprochen, aber in dem Blick, der ihre Worte begleitete, war ein unverkennbarer Ausdruck boshaften Spottes. Stolz und kalt sah ihr Marie in das Gesicht.

„Viel zu viel Anerkennung für eine so unbedeutende Leistung!“ sagte sie frohlich, und zu Gilly gewendet, fügte sie hinzu: „Es ist wohl Zeit, daß ich mich für den Bazar umkleide. Wolltest Du mir nicht ein wenig behilflich sein?“

„Gewiß, mein Herz! Drüben in dem Zimmerchen liegt alles bereit, und Chérette ist auch da, um uns zur Hand zu gehen.“ Marie hätte unter solchen Umständen des Beistandes ihrer Base für den Kleiderwechsel wohl kaum bedurft; aber sie gab sie doch nicht frei, und noch ehe sie mit ihrem Anzug ganz zu Erde gekommen war, schickte sie die Jose mit einigen Dankesworten nach Hause.

Während sie vor dem Spiegel mit dem Ordnen ihres Kopfpuzzes beschäftigt war, fragte sie scheinbar gleichmüthig:

„Die Gräfin Hainried bediente sich einer recht vertraulichen Ausdrucksweise, als sie von Deinem Bruder sprach. Ist sie wirklich so eng mit ihm befreundet?“

„Das will ich meinen!“ lachte Gilly ahnungslos. „Und Du willst mich doch wohl nicht im Ernst glauben machen, daß Du noch nichts gemerkt hättest? Sie sind ja seit gestern mit einander verlobt!“

Todtenbleich und mit gleichsam versteinten Zügen starrte Marie ihr eigenes Bild aus dem Spiegel entgegen. Es war gut, daß sie Gilly den Rücken zuwandte, denn diese Veränderung in ihrem Aussehen hätte auf der Stelle zur Verrätherin ihres Geheimnisses werden müssen.

„Verlobt?“ wiederholte sie, all ihren Stolz zu trotziger Gegenwehr zusammenraffend und doch vor dem fremden Klang ihrer eigenen Stimme erschreckend. „Und das ist wirklich wahr?“

„Gewiß ist es wahr! Wie sollte ich dazu kommen, Dir ein Märchen zu erzählen! Schon auf unserer Abendgesellschaft war es so gut wie ausgemacht, und gestern wäre das Verlöbniß

bereits öffentlich verkündet worden, wenn nicht Engelbert gewünscht hätte, daß man den Geburtstag der Gräfin, der am fünften des nächsten Monats ist, dafür wähle. Ich war offen gestanden anfänglich nicht sehr entzückt, denn die Gräfin und ich, wir waren niemals sehr enge Freundinnen. Aber sie ist jetzt sehr nett gegen mich, und am Ende macht Engelbert doch eine vortreffliche Partie."

"Eine vortreffliche Partie!" Klang es wie mit schneidendem Hohn in Mariens Herzen nach. In diesem Augenblick fühlte sie etwas wie wirklichen Haß gegen ihre anmuthige junge Verwandte, die mit dem reizendsten Kinderlächeln in Tone eines Banquiers von der Verlobung ihres Bruders sprechen konnte. Ein unsäglicher Ekel erfaßte sie vor dem bunten Klitterputz, in welchen sie sich da gehüllt sah, und sie erhob die Hände, als ob sie ihn wild von ihrem Leibe reißen wollte. Er war ja Trug und Lüge wie alles um sie her, und sie war dieses Lügenleben satt, o, satt bis zur Verzweiflung!

Aber sie wollte nicht zeigen, wie tödlich sie verwundet, wie schimpflich sie gedemüthigt worden sei. Ihre Hände sanken wieder herab, und ihr Antlitz war kalt und gefaßt, als sie sich gegen Gilly wandte.

"Ich habe Engelbert vorhin nicht gesehen. Wird er den Bazar heute nicht besuchen?"

"Ohne Zweifel! Nur der Dienst kann es sein, der ihn noch fernhält. Aber wie blaß Du bist, mein Lieb! Die Aufregung von vorhin fängt an, nachzuwirken. Willst Du nicht ein wenig Noth auflegen?"

"Nein! Ich denke, es wäre der Maskerade genug. Und ich bin fertig. Wenn es Dir beliebt, wollen wir zu den anderen gehen."

Das kurze Eröffnungskonzert war vorüber. Die verführerisch geschmückten Verkäuferinnen hatten ihre Plätze eingenommen, und unter den Klängen der Musik strömte die Schar der geladenen Gäste in den prächtig herausgeputzten Saal. Ein königlicher Prinz, der im besonderen Auftrage und in Vertretung des Hofes erschienen war, ließ sich an der Spitze des glänzenden Zuges von zwei Vorstandsmitgliedern an den einzelnen Verkaufstischen vorüberführen, fast überall mit einigen freundlichen Worten verweilend und hier und da gegen blinkende Goldstücke irgend eine nette Kleinigkeit eintauschend.

Auch vor Mariens Plage blieb er artig grüßend stehen.

"Wenn meine Augen mich nicht betrügen, ist die schöne Friesin nur eine Verwandlung jenes holden Genius der Barmherzigkeit, der uns vorhin so tief zu rühren wußte," fragte er, "Baronesse von Brendendorf — so man mich recht berichtet hat? Eine Tochter unseres vortrefflichen Generals?"

"Nicht eine Tochter, Hoheit, — nur eine entfernte Verwandte!" erwiderte Marie ohne jede Befangenheit und mit einem Ausdruck, als gelte es, eine entwürdigende Vermuthung zu berichtigen. Ein leichtes Erstaunen malte sich auf dem Antlitz des hohen Herrn und fast unwillkürlich wandte er den Kopf nach dem General, der kaum zwei Schritte weit hinter ihm stand. Dieser aber lächelte verbindlich und heiter wie immer, und der Prinz fuhr, indem er aufs Gerathewohl einen der kleinen Schmuckgegenstände aus Silberfiligran vom Tische nahm, mit unverminderter Liebenswürdigkeit fort:

"Das holde Töchterchen des treuen Friesenlandes wird mir gestatten, dies als ein Zeichen der Erinnerung zu behalten. Es wird mich jederzeit an eine der reizendsten Erscheinungen und an einen der erlesensten künstlerischen Genüsse gemahnen."

Der Adjutant legte einige Goldstücke in die kleine Schale und der Prinz setzte seinen Rundgang fort. Zu dem Verkaufstisch Mariens aber flogen viel neidische Blicke hinüber, denn zu so schmeichelhaften Aeußerungen hatte sich der erlauchte Herr noch keiner anderen Dame gegenüber herbeigelassen.

Und es war nur eine natürliche Folge dieser Auszeichnung, daß sich auch die Käufer zu ihr mit besonderer Lebhaftigkeit drängten. Der Inhalt des kleinen Geldschälchens vermehrte sich rasch, obwohl der Ernst und die gemessene Zurückhaltung der jungen Verkäuferin nicht ganz den heiteren Gepflogenheiten solcher Veranstellungen entsprachen.

Ein Herr in gewählter Civilkleidung, der seinen schönen, dunkellockigen Künstlerkopf sichtlich mit demselben Stolge trug wie seinen auffallend reichen Schmuck an Orden und Ehrenzeichen, trat mit dem Anstand eines Fürsten an ihren Tisch.

"Ich hatte die Ehre, dem gnädigen Fräulein vor Beginn des Konzerts vorgestellt zu werden: — Konstantin Kainer, Direktor des Schillertheaters, wenn Baronesse sich nicht mehr erinnern sollten."

Marie neigte das Köpfchen. Sie hatte den Schauspieler wohl erkannt.

"Selbst auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, kann ich es mir nicht versagen, Ihnen den Zoll meiner Bewunderung zu Füßen zu legen," fuhr Kainer fort. "Die deutsche Bühne hat wahrlich Grund, sich bitter zu beklagen, daß ein so ungewöhnliches Talent ihr für immer entzogen bleiben wird."

Er schrieb das lebhafte Aufsprühen in Mariens eben noch so müde blickenden Augen lediglih dem Eindruck zu, welchen die Anerkennung eines so gefeierten und vielumschwärmten Mannes notwendig auf sie hervorbringen mußte, und der Sternenhimmel auf seiner Brust schien das Licht der elektrischen Glühlampen noch stolzer und triumphirender zurückzuwerfen.

"So glauben Sie in der That, daß ich nicht ganz ohne schauspielerische Begabung sein würde?" fragte Marie mit einer gewissen Spannung, den Theaterdirektor als den ersten von allen Käufern einer Unterhaltung würdigend. "Oder wünschen Sie nur, mir etwas Artiges zu sagen?"

Konstantin Kainer legte die Rechte auf das Herz — eine Bewegung, die seine schön geformte Hand nicht minder zur Geltung brachte als den haselnußgroßen Solitär an seinem kleinen Finger.

"Wer eine so unbegrenzte Ehrfurcht vor der Würde feiner Kunst empfindet wie ich, mein gnädiges Fräulein, der ist sicherlich wenig geneigt, ihren Namen zu erlogenen Schmeicheleien zu mißbrauchen. Auf meine Ehre: wären Sie nicht die Baronesse von Brendendorf, sondern die Tochter eines kleinen Beamten oder einer armen Wäscherin und würden Sie sich nur für die Dauer eines einzigen Jahres meiner Leitung anvertrauen, so wollte ich Sie einer Charlotte Wolter ebenbürtig machen."

"Ein süßes Versprechen, mein Herr! Und wenn ich nun Lust hätte, Sie beim Wort zu nehmen?"

Konstantin Kainer stuzte ein wenig; aber er war nicht der Mann, sich durch einen Scherz verblüffen zu lassen.

"So würde ich glücklich sein, Ihnen beweisen zu dürfen, daß ich kein Freund leerer Worte bin!" erwiderte er mit galanter Verbeugung. "Und Sie, mein gnädiges Fräulein, würden wohl den Stand vertauschen, nicht aber den Rang, denn Sie wären ohne Zweifel sehr bald eine Fürstin im Reiche Thaliens."

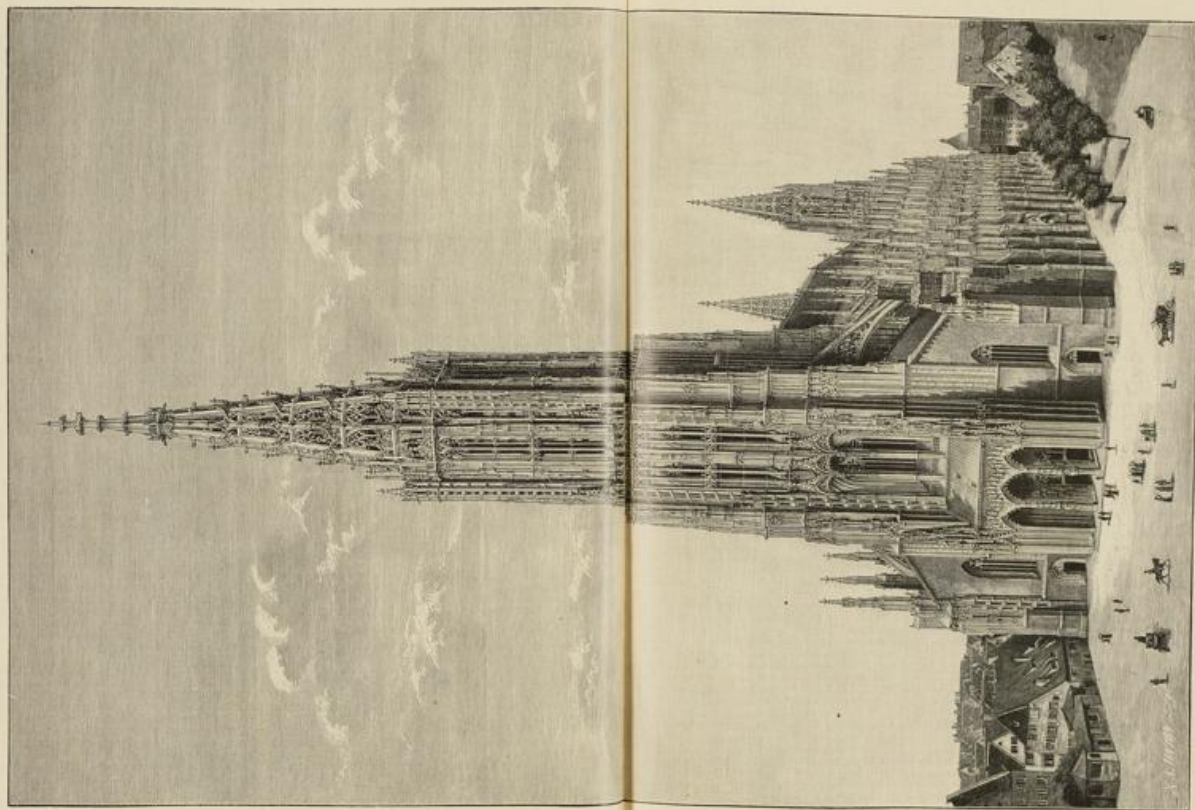
In der angenehmen Gewißheit, daß keine seiner Phrasen die Probe auf ihre Ehrlichkeit zu bestehen haben würde, hätte er sich ohne Zweifel zu noch schwunghafteren Versicherungen verstiegen, wenn nicht eine plötzliche Veränderung in den Mienen und in dem Benehmen der jungen Dame dem Gespräch alsbald ein Ende bereitet hätte.

An dem mächtigen Jupiterhaupte des Schauspielvirtuosen vorbei starrte Marie mit weit geöffneten Augen nach der Mitte des Saales; in ihren Mundwinkeln zuckte es, obwohl sie die Lippen fest zusammenpreßte, und ihre Brust hob sich stürmisch, als hätte sie mit einer jähen Athemnoth zu ringen.

Unwillkürlich hatte sich Kainer umgesehen, da er aber in dem bunten Bazargewühl durchaus nichts sonderlich Auffälliges wahrzunehmen vermochte, fühlte er sich durch dies plötzliche, offenkundige Vergessen seiner Anwesenheit ein wenig verlegt und zog sich mit einigen wohlklingenden Worten, die zu seinem vermehrten Verdruß ganz unbeachtet blieben, zurück.

Mariens heißer Blick aber folgte unverwandt jeder Bewegung des schlanken Dragoneroffiziers, der in Gesellschaft mehrerer Regimentskameraden den Saal betreten hatte, um sich mit sorgloser Heiterkeit in das farbenreiche Gewoge zu drängen. Sie sah, wie Engelbert seinen Vater flüchtig begrüßte und wie er dann nach rascher Umschau zu der Gräfin Hainried trat. Was er sprach, konnte sie freilich nicht vernehmen; aber die Art, wie er die Hand der üppigen Schönheit küßte, wie er sein Haupt zu ihr neigte und seine Augen in die ihrigen senkte, ließ den Inhalt seiner Worte gut genug errathen.

Und es wahrte lange, ehe er diese Unterhaltung beendete hatte. Vielleicht war es nur der muntere Zuruf seiner Schwester, der ihn halb wider seinen Willen dazu nöthigte. Wenigstens war sein Auftreten viel weniger sicher und sein Blick viel unfreier, als er nun zwischen den Verkaufstischen dahinschritt, mit zaudernder Langsamkeit dem Plaze Mariens näher kommend.



Das Ulmer Münster in seiner Vollendung.

Nach einer Photographie von Karl Herrlinger in Ulm.

Sie war darauf gefaßt, daß er umkehren würde, ohne mit ihr gesprochen zu haben; denn es schien ja fast undenkbar, daß er den Rath besitzen würde, jetzt vor sie hinzutreten. Aber wenn es ihn auch sichtlich nicht geringe Ueberwindung kostete, ihr Auge in Auge gegenüberzustehen, wenn er auch auf seinem peinlichen Wege wiederholt anscheinend unschlüssig verweilt, endlich sah sie seine hohe, ritterliche Gestalt doch vor sich, straff und aufrecht wie immer und sogar mit dem gewohnten, liebenswürdig leichtsinnigen Lächeln auf den Lippen.

Er war ohne Zweifel willens, sie mit irgend einer lustigen Artigkeit zu begrüßen, aber Marie hatte die Qualen der letzten Stunde in der Erwartung dieses einzigen, unausbleiblichen Augenblicks wahrlich nicht ertragen, um nun, da er endlich gekommen war, eine Fortsetzung der schimpflichen Komödie zu dulden.

Seiner Anekdote zuvorkommend, sagte sie, die klaren, ersten Augen fest auf sein lächelndes Antlitz gerichtet:

„Man erzählt mir, Du seiest im Begriff, Dich mit der Gräfin Hainried zu verloben. Ist das die Wahrheit?“

Engelbert drehte an seinem Schnurrbart und das Lächeln verschwand. Rasch und verlegen um sich blickend, erwiderte er fast flüsternd:

„Wie können wir hier von solchen Dingen sprechen! Ich bitte Dich inständig, liebste Marie —“

„Wird es Dir so schwer, mir mit einem einfachen Ja oder Nein zu antworten? Ich verlange ja nur zu wissen, ob es die Wahrheit ist!“

Ob sie ihre Stimme wirklich um ein Geringes erhoben hatte, oder ob es Engelbert in seiner Verlegenheit nur so erschien, jedenfalls hatte er die peinliche Empfindung, daß die Blicke der ganzen Umgebung auf ihn und sie gerichtet seien.

„Nun denn, wenn Du es durchaus hören willst — ja, es ist die Wahrheit!“ stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Aber ich denke nicht daran, mich auf weitere Erklärungen einzulassen, wenigstens nicht an einem so unpassenden Orte.“

Er wollte sich hastig abwenden; aber er konnte damit ihre Antwort nicht verhindern, die ihn aufzuden ließ, wie wenn man ihn vor all diesen Hunderten ins Gesicht geschlagen hätte.

„Es ist mir um Deine Erklärungen nicht zu thun, denn ich habe der feigen, erbärmlichen Lüge nachgerade genug aus Deinem Munde vernommen!“

An den nächsten Tischen wenigstens mußten diese Worte unsehbar gehört worden sein. Mit jenem geschärften Auffassungsvermögen, das sich in der höchsten Bedrängniß einzustellen pflegt, nahm Engelbert wahr, wie in der Nachbarschaft das muntere Geschwirr der Stimmen plötzlich verstummte. Es stimmerte ihm vor den Augen und es zuckte ihm in den Häuten, als ob er irgend etwas zerreißen, zerdrücken, niederschmettern müßte. Aber er hatte doch Geistesgegenwart genug, zu bedenken, daß nur durch eine rasche, glückliche Eingebung dem unerhörten Skandal noch vorzubeugen sei.

Hart an den Tisch Mariens zurücktretend, neigte er sich vertraulich zu ihr hinüber und sagte laut genug, um ringsum verstanden zu werden: „Wenn Du Deine Rolle am Abend der Auf- führung nur halb so natürlich spielst, werden wir uns um den Erfolg wahrlich nicht zu sorgen brauchen.“

Er hatte versucht, sie dabei unter den Bann seines funkelnden, gebieterischen Blickes zu zwingen; aber seine Macht über sie war zu Ende. Für einen Augenblick wohl hatte sein verwegener Schachzug Marie in einen Zustand regungslosen Erstaunens versetzt; dann aber flammte die heißeste Entrüstung hoch auf in ihren Wangen wie in ihren Augen.

„Glender!“ rief sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, und dann, als käme ihr plötzlich das Bewußtsein des Ungeheuerlichen, das sie gethan hatte, eilte sie, in Thränen ausbrechend, dem Ausgang des Saales zu.

Boll Erstaunen und Theilnahme näherte sich ihr in dem Nebenraum, wo noch vom Konzert her die Sesselreihen standen, ein ahnungsloses Mitglied des Ausschusses.

„Mein gnädiges Fräulein — im Gotteswillen — ist Ihnen etwas widerfahren? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

Marie fuhr mit dem Taschentuch über die Augen und rang danach, ihre Fassung wiederzugewinnen.

„Wenn ich Sie bitten dürfte, mir meinen Mantel zu verschaffen — und eine Droschke! — Ich muß nach Hause fahren!“

Der Herr fragte nicht weiter. Er ging hinaus, um ihren Auftrag auszuführen. Marie aber, die halb ohnmächtig in einem der Sessel gesunken war, fühlte in der nächsten Minute einen weichen Arm liebevoll an ihrem Halse und einen warmen Athem an ihrer Wange.

„Mariechen, mein Liebling, was soll das bedeuten? Sage mir um alles in der Welt: was hat man Dir gethan?“

Gilly war es, die ihr gefolgt war und die sich nun mit aufrichtigster, zärtlichster Theilnahme über die Gebrochene neigte. Aber wie süß und schmeichelnd ihr auch die Stimme ihrer Base an das Ohr klingen mochte, Marie hörte es doch noch von derselben Stimme in ihrem Herzen widerhallen: „Am Ende macht er doch eine vortreffliche Partie!“ Und Gilly war ihr nur eine Feindin wie alle die anderen.

„Was man mir gethan hat?“ wiederholte sie, sich fast unfaßlich von der vertraulichen Umschlingung losmachend. „Frage Deine ritterlichen Brüder, wenn es Dich wirklich danach verlangt, es zu erfahren! Und bemühe Dich nicht weiter um mich — ich bitte Dich darum! Ihr sollt Euch künftig um meinethwillen so wenig Zwang auferlegen, wie Ihr es meines Bruders wegen thut! Es war thörichte Verblendung, daß ich wähnte, es könnte jemals Gemeinschaft sein zwischen Euch und uns!“

Bestürzt und ohne Verständniß blickte Gilly auf die Erzünte. Ihre munteren Augen schimmerten feucht von aufsteigenden Thränen.

„Wenn Du mir nur erklären wolltest, was das alles heißen soll! Habe ich Dich irgendwie gekränkt, so bitte ich Dich um Verzeihung; aber ich schwöre Dir zugleich, daß es ohne mein Wissen geschehen sein muß!“

Der Herr vom Ausschuß erschien mit Mariens pelzgefüttertem Mantel auf der Schwelle. Bei Gillys Anblick zögerte er, näher zu treten, doch Marie streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen! Vielleicht haben Sie die Güte, mich bei Herrn von Boretius zu entschuldigen und zu veranlassen, daß mein Tisch von einer der anderen Damen mit übernommen wird. Ich bin leider außer stande, auf meinen Platz zurückzukehren.“

„Noch einen Augenblick, Herr Baron!“ fügte Gilly mit rauchem Entschluß hinzu. „Auch mir muß eine Vertreterin bestellt werden; denn ich werde meine Cousine selbstverständlich begleiten!“

Sie hatte ihre Worte durch einen herzlich bittenden Blick auf Marie unterstützt, doch diese blieb unergründlich.

„Du darfst die Verlegenheit der Herrschaften nicht ohne Noth vermehren,“ sagte sie kühl, „und mein Unwohlsein ist wirklich nicht so bedeutend, daß es eine Begleitung nothwendig mache.“

Die Zurückweisung war so unzweideutig, daß Gilly sich nicht wohl einer noch schärferen Ablehnung in Gegenwart des Dritten aussetzen konnte. Aber sie zeigte sich trotzdem ganz gegen ihre sonstige reizbare Art weder unfreundlich noch gekränkt.

„Wenn Du es wünschst, werde ich bleiben; aber sobald ich eine Gelegenheit finde, fortzukommen, eile ich zu Dir.“

Marie blieb ihr die Erwiderung schuldig. Sie nahm den Arm des Barons und ließ sich zu der Droschke hinunter führen. Die Fahrt bis zur Viktoriastraße schien ihr fast unendlich, und die verwunderten Mienen der Dienerschaft bei ihrer vorzeitigen Heimkehr bereiteten ihr unerträgliche Pein. Die Thür ihres Zimmers hinter sich verschließend, entlebigte sie sich des kostbaren Kostüms und packte die Kleider und Gebrauchsgegenstände, welche sie bei ihrem Einzuge in das Haus des Generals mitgebracht hatte, in ihren Koffer. Die Arbeit nahm nicht allzuviel Zeit in Anspruch; aber bei jedem Geräusch, das draußen vernehmlich wurde, horchte Marie doch ängstlich auf, als fürchtete sie, daß einer ihrer Verwandten ihr gefolgt sein könnte, um sie aufzusuchen und sie an der Ausföhrung ihres Vorhabens zu hindern.

Doch ihre Besorgniß erwies sich als unbegründet. Niemand kam, sie zum Bleiben zu bewegen, und niemand trat ihr hindernd in den Weg, als sie in einem einfachen Straßentleide zum letzten Male die Treppen des Hauses hinabstieg, in welchem sie eine zweite Heimath zu finden gehofft hatte.

Um alles unnöthige Aufsehen bei der Dienerschaft zu vermeiden, hatte sie den verschlossenen Koffer in ihrem Stübchen zurückgelassen, und sie schlug nun zu Fuß die Richtung nach dem Brandenburger Thor und nach der Wohnung ihres Bruders ein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ulmer Münster in seiner Vollendung.

Von Dr. H. Pfeifferer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Du mußt hinauf, hinauf auf deine Höhen und mein Herz läßt auf deinem majestätischen Kranze.“ So klang es aus Fr. Daniel Schubarts Dichterbrust, wenn er während seines Ulmer Aufenthaltes 1775/77 an dem Münster der Stadt vorüberging, in dessen damaliger noch so ruinenhafter Gestalt er „die heiligen Spuren deutscher Kraft und deutschen Geistes“ bewundernd erkannte und dessen unvollendeter Hauptthurm erst bis zu 205 Fuß (59 Meter) sein schwarzgraues Haupt in die Lüfte erhob! Was würde der Mann, was würden unsere Vordäter und Väter, alle die in letzter Zeit Heimgegangenen, die es nicht mehr erleben durften, sagen, sähen sie jetzt den Ulmer Thurmriesen frei und schlank emporstiehn in wunderbarer architektonischer Entwicklung bis zur Spitze und könnten sie von dem 143 Meter hohen Kranze des Helms, dem höchsten bestiegbaren Punkt, hinabsehauen in die Gassen, in die vertohlenen grünenden Hausgärtchen der alten Stadt und hinaus ins weite Donau- und Allertal, bis wo an hellen Tagen die Berge der Alpen, vom Sants bis zur Zugspitze, im blauen Dunst fern herübergrüßen!

Vollendet! Das Wort schließt eine fünfshundertdreizehnjährige Baugeschichte ein, eine lange Flucht von Jahren der Arbeit, des Stillstands, der Verheerung, des Todeschlafs und endlich des herrlichen Wiederaufstehens des Ulmer Münsters, wie der Dichter Ed. Paulus davon singt:

„Das Wunder, das wir kaum geahnt im Biede,
Darf nun verfeinert in den Himmel streben.“

Folge mir, geneigter Leser, in die altersgraue Vorzeit, in jenes 14. Jahrhundert, da man noch keine gedruckten Bücher kannte, aber um so gewandter und freundiger die Waffen gebrauchte, da die aufstrebenden Städte mit den Landesfürsten erbitterte Kämpfe führten, und doch, von dem tiefgewurzelten idealen Sinne des Mittelalters getragen, die gewaltigste aller Künste mächtig blühte und gepflegt wurde: die Baukunst. Schon standen oder stiegen empor die glänzenden Kathedralen, mit welchen die Bischöfe und Erzbischöfe der Kirche ihre Sitze verherrlichen wollten und für welche ihre reichen Mittel floßen: die Münster zu Freiburg und Straßburg, der Dom zu Köln (gegründet 1248), sämtlich in dem herrschenden gothischen Stil erbaut. In Ulm, der Freien Reichsstadt, welche damals ihre 20 000 bis 25 000 Einwohner zählte und nicht mehr, war kein solcher Sitz eines Kirchenfürsten, aber ein starker muthiger Bürgersinn, welcher beim allgemeinen Aufwärtsstreben der Stadt auch sein großes Gotteshaus haben wollte, sogut wie die Bischöfstädte, und am 30. Juni 1377 den Grundstein dazu legte. „Wir haben“, sagt ein Kunsthistoriker, „im Ulmer Münster die großartigste Schöpfung des deutschen Bürgerthums des Mittelalters“; und wir dürfen hinzusetzen, daß die große Einfachheit der inneren und äußeren Anlage ohne Querschiff aus diesem Ursprung uns erklärlich, ja mehr noch, uns werth und lieb wird. Das Machtvolle, Gediegen-Einfache, Selbstbewußte, das in seiner massigen Wucht und ruhigen Hoheit des Hieraths nicht bedarf, dies ist der Haupteindruck des Ganzen, wenn wir von dem Hauptthurm zunächst absehen.

Es waren auch die Zeiten nicht mehr zur Entfaltung der ganzen Pracht des frühen Mittelalters. Bereits begann der ganze Stand der Dinge in den Grundfesten gelockert zu werden, und es klopfte die neue Zeit an die Pforte, welche in dem ungeheuren Umschwunge des nächstfolgenden, des 15. Jahrhunderts, der das Mittelalter zu Grabe trug, ihre Herrschaft antrat. Unter dieser Zeitalter und bei häufigem Wechsel der Baumeister — im ganzen sind es zehn — ging der Bau in Ulm immerhin verhältnismäßig rasch von statten. Wir können vier große Bauperioden bis zum Stillstand des Werkes unterscheiden. Die erste und die dritte sind die produktiven, schöpferischen; sie sind bezeichnet durch zwei große Namen, welche als leuchtende Sterne in der Geschichte der Architektur glänzen und deren Klang durch das ganze deutsche Volk geht, dessen Stolz sie sind: Ulrich Enfinger und Matthäus

Vöblinger. Beide sind geborene Schwaben, Württemberger; aber ihr Ruf ging damals über den Rhein und die Alpen.

Der große Ulrich Enfinger trat urkundlich 1392 in Ulmer Dienste, als der Chor des Münsters mit dem Untertrock der beiden Seitenthürme (Chorthürme) — das Werk der beiden ersten Baumeister — schon fertig stand. Seine Schöpfung ist die ganze Anlage des ursprünglich dreischiffigen Langhauses mit dem Hauptthurm. Er selbst brachte nur die unteren Theile zur Ausführung, indeß das Amt des „Kirchenmeisters“ sich in seiner Familie forterbte auf den Schwiegersohn und Enkel Hans und Kaspar Kun, dann den Sohn und Enkelsohn, Matthäus und Moritz Enfinger, welche die Weiterführung im 15. Jahrhundert leiteten. Aber als kostbares Erbe hinterließ Ulrich, der 1399 die Bauleitung am Münsterthurm von Straßburg übernahm und 1419 dort starb, den Plan des Hauptthurms bis zum Biereck, dessen erstes Drittel er selbst ausführte.

Der außerordentlich geniale Entwurf dieser Hauptzierde des Ulmer Münsters gehört Ulrich von Enfinger. Darum ist auch die Bewandtschaft des Straßburger mit dem Ulmer Thurm so in die Augen fallend. Auf breiter Grundlage mit weit vorspringenden Hauptpfeilern strebt dieser aufwärts. Das Problem der Entwicklung, der architektonischen Auflösung der Massen erscheint in vollendetster Weise gelöst. Wo an den Kölner Domthürmen die Vertikale, d. h. die Richtung nach oben ganz einseitig vorherrscht, zeigt sich hier die Längsrichtung durch die wagerechten Brustwehren der drei Stockwerke des Bierecks angenehm unterbrochen. Das große Fenster, das hier statt der Rose in die Fassade eingesetzt ist, bringt den Zug nach oben dagegen wieder aufs entschiedenste zur Geltung. Und diesem Kiezenfenster — von der Glasmalerei „Martinsfenster“ benannt — wie den oberen ist jenes leichte Stabwerk vorgelegt, welches man auch am Straßburger Thurm findet und welches die inneren Ebnungen mit einem zauberhaften, phantastisch wirkenden Netzwerk überpinnelt. Der ganze Thurm ist von reichster Fülle ausschmügender Pflanzenornamente der Spätgothik überzogen. „Kein Thurm der Welt, einschließlich St. Stefan zu Wien und die Kölner Thürme, zeigt einen so verschwenderischen Reichthum und so unvergleichliche Ornamentik wie der Ulmer, er ist der Thurm der Thürme.“ In die weit vorspringenden Pfeiler am Fuß ist eine gewählte Portalhalle eingelegt, welche den mit Statuen und Reliefs geschmückten Eingang zum Dom bildet, „vielleicht die schönste Vorhalle der Welt“, wie ein Kenner bezeugt. So ist auf dieser unten breiten massigen Anlage die wundervolle Zuspitzung des Thurms begründet, welche die Hand des anderen der genannten großen Meister vorgezeichnet hat, des Matthäus Vöblinger.

In einer Kapelle des Ulmer Münsters befindet sich der Originalriß, worauf Ulrichs Biereck durch Achteck und Helm zur Vollendung gebracht ist. An der Stelle, wo Ulrichs Sohn Matthäus den Bau sehen ließ, sind die Worte geschrieben: „da hat angefangen zuo machen an dem duoren (Thurm) zuo ulm mathe(us) Böblinger.“ Und weiter oben am Schluß des Bierecks: „da hat ufgehert zuo buowen an dem duoren mathe(us) Böblinger.“ Der ganze Thurm ist aber darüber ausgezeichnet bis zur Spitze. — Es waren fast 60 Jahre nach Ulrich Enfingers Tod, als Meister Matthäus Vöblinger, der Erbauer der Eßlinger Frauenkirche, von dort 1477 nach Ulm berufen ward an den Münsterbau, nachdem er schon zuvor dorthin gearbeitet hatte. War ihm nur ein kleines Stück, das letzte Drittel des Bierecks, am Thurm auszuführen beschieden gewesen, als er spätestens 1494 nach Eßlingen zurückkehrte, so hinterließ er doch die Durchführung jenes Enfingerischen Originalrißes, nach welchem fast vier Jahrhunderte nachher der Ulmer Thurm ausgeführt steht.

Vöblingers Abgang bezeichnet die Wende des Jahrhunderts. Große Umwälzungen warfen ihre Schatten voraus. An ein Weiterbauen war nicht zu denken. Die vierte, letzte Bauperiode ist der Erhaltung des Vorhandenen gewidmet. Aus der dreischiffigen Kirche machte Burkhard Engelberg eine fünfshiffige. Die schlanken Rundböden und köstlichen Sterngewölbe, wodurch

* Die Sage führt das Herabfallen zweier Steine aus dem Steingewölbe während des Gottesdienstes als ersten Anlaß seines Wegganges seiner „Nacht“ an.

er das eine Seitenschiff jederseits theilte, sind weltbekannt, die schönsten Zierden des Innenbaues, die sich unvergänglich erhielten, während das Innere sonst vom 16.—19. Jahrh. vielfach seiner Kunstschätze beraubt, an den bemalten Wänden überflücht ward und das unvollendete Aeußere düster zum Himmel starrte, wie auch unsere Ansicht aus dem Jahre 1666 es zeigt, auf welcher wir den zur Jahresfeier der Grundsteinlegung veranstalteten Festzug erblicken. Doch ward der Bau mit rührender Sorgfalt gehütet von der Bürgerschaft Ulms, welche ihr Münster seit dem Uebertritt der Stadt zur Reformation als den einzigen protestantischen der großen deutschen Dome ehrt und gebraucht.

Da brach der neue deutsche Frühling herein seit den Freiheitskriegen von 1813. In der wiedererwachenden Liebe für das Mittelalter, für die altdeutsche Kunst erstieg das deutsche Volk die erste Sprosse seiner Wiedergeburt.

Auch in der indessen dem Königreich Württemberg zugefallenen alten Reichsstadt Ulm regte sich dieser Geist. Durch die Bemühungen des dort gegründeten „Vereins für Kunst und Alterthum“, durch die Bereitwilligkeit der Ulmer städtischen Körperschaften, für das ehrwürdige Denkmal ihrer alten Größe etwas zu thun, kam der Gedanke der Ulmer Kunstfreunde, unter denen besonders der spätere württembergische Landeskonservator und Oberstudienrath Dr. R. D. Hasler zu nennen ist, zu That und Leben. Am 21. August 1844 ward in aller Stille das Werk der Restauration begonnen. Das Ziel dachte man sich damals hoch genug zu stellen in der Rettung der dem Verfall entgegengehenden Theile, in der Ergänzung des Mithigsten, in der Einfügung der fehlenden Strebebögen von der Hauptschiffwand zur äußeren Mauer der Seitenschiffe herab.

Mit der Ausführung der letzteren (1856—70) schuf sich der erste Baumeister der Restauration, Carl Ferdinand Thran, sein größtes Denkmal. Diese majestätischen Bogen, welche der Besucher Ulms jetzt den Seiten des riesigen Gebäudes entlang bewundert, sind mit 18,4 Metern Spannweite die mächtigsten, welche ein deutscher Dom aufweist, und auf ihrem Fuß ruhen die 20 Meter hohen Belastungspyramiden in herrlicher Flucht hintereinander. Dem zweiten Baumeister der Restauration, Ludwig Schen, fällt die Ausführung des reizvollen äußeren Chorumgangs und der beiden Chor Thürme von 86 Metern Höhe zu, diese wie jener im Bauplan angelegt und vorbereitet. — Schon 1857 äußerte

der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gegen den genannten Dr. Hasler erstmals, „man solle nicht bloß an die Restauration des Münsters, sondern auch an den Ausbau des Thurmes denken“. Das Königswort fand Widerhall in allen deutschen Herzen. Wir müssen hier dankbar gedenken, wie viel das württembergische Königshaus, das Hohenzollernhaus und die ganze deutsche Nation durch Gaben und Spenden an dem Werk gethan haben. Es bedurfte aber in Ulm selbst einer thatkräftigen und weitblickenden Persönlichkeit, welche mit organisatorischem Geschick alle Kräfte auf das höchste Ziel, den Ausbau des Hauptthurmes, zusammenzufassen verstand. Das ist der Oberbürgermeister der Stadt seit 1863, von Heim. Der Baumeister dazu wurde in Professor August Beyer gefunden, dem Schüler von Josef Eggle, welcher seine Berufung nach Ulm vorschlug. Wir bringen unsern Lesern das Bild Beyers, welcher durch Vollendung des Thurms nach dem erwähnten alten Böblingerschen Plan einen unvergänglichen Ruhmeskranz sich ums Haupt geflochten hat.

Wir sehen nun das Achteck, von vier zierlichen Treppenthürmchen flankirt, sich auf dem Viered erheben und darüber in 6 Stockwerken die Pyramide in glänzender Verzierung. Statt des einformigen Vierpasses, d. h. eines sich gleichmäßig wiederholenden, in eine viereckige Umfassung eingesehten Maßwerks wie bei den Thurmhelmen von Freiburg, Köln, Regensburg u. u. hatte der alte Meister in seinem Entwurf in mehreren Stockwerken

übereinander hohe lustige Fenster mit Bogenmaßwerk vorgelesen, deren Spitzen in Wimpergen über die Seitenrippen hinausschießen. Diese umgeben nun Stockwerk für Stockwerk mit einem Kranze von zauberhafter Wirkung, die ihresgleichen an keinem Thurme der Welt hat! Die untere Abbildung auf dieser Seite macht das deutlich. Sie zeigt eben den eigenartigen Schmuck der Pyramide, das Heraustreten der ausgeschweiften Wimpergen, deren letzte Spitze noch fehlt.

Wo sonst die acht Rippen der Thurmpyramiden die gleichmäßig sich wiederholenden Krabben zeigen, werden die Tausende, welche jetzt das Fest der Einweihung und künftig ihre Reiseziel nach Ulm führt, mit Staunen das Wunderwerk dieses Helms beschauen, wo alles in Fülle und Abwechslung so frei und leicht nach oben steigt — ein steinern Blüthengebilde von Knospen und Zweigen umrankt, von der großen Kreuzblume bekrönt, über welcher die kleinere in harmonischer Verjüngung zur himmelragenden Spitze überleitet.

Wie schön ist das Wagniß gelungen, das immer in der Umfangsberechnung der großen Kreuzblume auf die Höhe ihres Standorts liegt! Diese kolossale Steinarbeit aus vier Stücken, deren Durchmesser 3 Meter, deren Gesamtgewicht 700 Centner beträgt*, sieht nun von oben herab so zierlich und leicht drein wie eine Blumenkrone, dennoch kräftig genug, um der Thurmsilhouette eine schöne wellenförmige Ausladung zu geben.

Aber noch schwieriger als dies Meisterstück unseres Thurmwollenders war die Aufgabe Beyers, den ganzen leicht hingezichneten Riß Böblingers überhaupt in die Ausführung zu übersehen. Die hervorragende technische Leistung, die hierin liegt, werden die Fachmänner zu würdigen wissen. Wir erwähnen hier gelegentlich die Verstärkungsbauteile von unten auf, welche der Tragkraft wegen auszuführen waren, ehe nur an einen Aufbau zu denken war; ferner daß Professor Beyer mit richtigem Gefühl die Verhältnisse des Originalrisses dahin abänderte, daß das Achteck etwas niedriger (32 Meter), der Helm ziemlich höher (59 Meter) gehalten ward, wodurch der Thurm selbst statt auf 151 auf 161 Meter Höhe vom Boden der Portalhalle aus kam (von der Linie des Platzes aus gegen 162 Meter). So ist er der höchste künstlerische Thurm der Welt geworden, die Kölner Dombürme um 5 Meter überragend. Es sollte dadurch erreicht werden und ist erreicht worden,

daß der Ulmer Helm nicht die Fehler so mancher theilt, von unten sich zu sehr zu verkürzen und zu tief im Achteckskranz drinnen zu stecken. Nein, frei und mit mächtigem Rud springt er vom Achteck weg; schlank und kühn, in leichter Einziehung und harmonischer Verjüngung schießt er hinauf und reißt unser entzücktes Auge mit. Aber unser Meister hat noch etwas Weiteres gethan. Er hatte den überaus glücklichen Gedanken, die Hinaufführung einer Wendeltreppe durch die Pyramide von der Frauenkirche in Eslingen, die ja Böblingers Werk ist, herüberzunehmen und hier in größerem Stil durchzuführen. Und so erhebt sich denn vom Boden der Pyramide (zu welchem die Seitenwendeltreppen führen), freistehend auf acht Tragebögen, ein steinerner Treppencylinder mit Fensterchen und steigt mitten empor bis zur Höhe von 143 Metern, wo der Austritt auf eine Kranzplattform

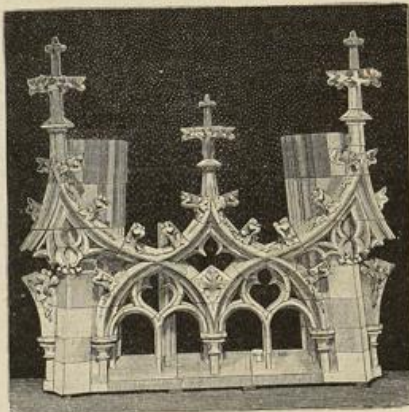
gestattet ist. Nirgends ist ein solcher Aufstieg durch eine Thurmpyramide zu finden; man glaubt zu träumen, wenn man von der festen Warte dieser überaus kühnen Treppe aus durch die lustigen Fenster des Helms schaut und sich erinnert, daß man nicht am Erdboden, sondern von einem 102 Meter hohen Springpunkt aus über der Menschenwelt diese Wanderung macht.

Uebrigens ist diese Treppe mit den Pfeilern und Rippen des Helms durch kühngeschwungene Bogen verpannt, die sich in 3 Stockwerken

* Unsere Abbildung giebt eine Aufnahme der vor Versekung im Münster aufgestellten Helmspitze mit beiden Kreuzblumen und Knosp wieder.



Helmspitze mit beiden Kreuzblumen.



Pyramidenstück.

übereinander wiederholen. Man erhält bei dem Durchblick den Eindruck einer himmelansteigenden Halle. Und oben erst! Wie viele werden es dereinst nicht wagen, auf diesen letzten Kranz zu treten, und von denen, die, wie der Schreiber dieser Zeilen schon so manchesmal, oben stehen und so jäh und senkrecht in die Tiefe sehen, wird nicht mancher ein leises Grauen empfinden neben der stolzen Freude? Ueber uns erhebt sich das letzte ganz massive Stockwerk der Pyramide mit 18 Metern Höhe, in dessen schmaler Rinne eine mächtige eiserne Stange steckt oder vielmehr oben aufgehängt ist, die unten, wo sich die Höhlung erweitert, ein 12 Centner schweres Gewicht trägt. Durch beides soll die ganze Thurnspitze gegen Schwankungen bei starkem Sturme eine Versteifung erhalten.

Sicherlich wird künftig diese Thurmbesteigung in Ulm zum Merkwürdigsten und Kühnsten gehören, womit ein Besucher der Stadt, die dieses nun vollendete großartige Kunstdenkmal zu besitzen das Glück hat, seine Münsterwanderung beschließen und krönen kann. Und dann wird er lächelnd herabblicken auch auf den „Ulmer Spag“, den der Ulmer Humor nach Vollendung der bunten Ziegelbedeckung wieder auf den Dachstuhl zu setzen sich nicht nehmen ließ; eine Ulmer Gesellschaft hat das neue Exemplar in getriebener Arbeit mit Vergoldung gestiftet; der alte „Vogel“, wie er urprünglich genannt ist, sollte einfach den Mittelpunkt der Stadt bedeuten! Und hinausblickend zur sonnenvergoldeten Spitze wird der Wanderer auch an des alten Kirchenmeisters Töchterlein denken — ihr Vater soll Böblingen gewesen sein — von welcher die Sage geht, daß Kaiser Maximilian II. einen Ruf von ihr verlangt habe. Da sprach sie: „Ja, droben auf des Thurmes Spitze könnt Ihr ihn haben.“ Und heute, wo diese Spitze vollendet ist, wäre sie noch sicher, daß die heißeste Liebe sich da nicht hinaufwagen würde? — Es ist etwas Großes, Hochbefriedigendes, daß bei diesem ganzen Thurmansbau, welcher alles in allem fast das jetzt zu Ende gehende Jahrzehnt (1882 bis 90) in Anspruch nahm, kein einziges Menschenleben durch Unglücksfall zu Grunde gegangen ist, wo doch die Bauhütte 100—120 Mann betrug und die jahrelange Arbeit in solcher Höhe an und für sich des Gefährlichen genug bot. Es wirft diese Thatsache ein Licht auf die rühmliche Sorgfalt und Vorsicht der

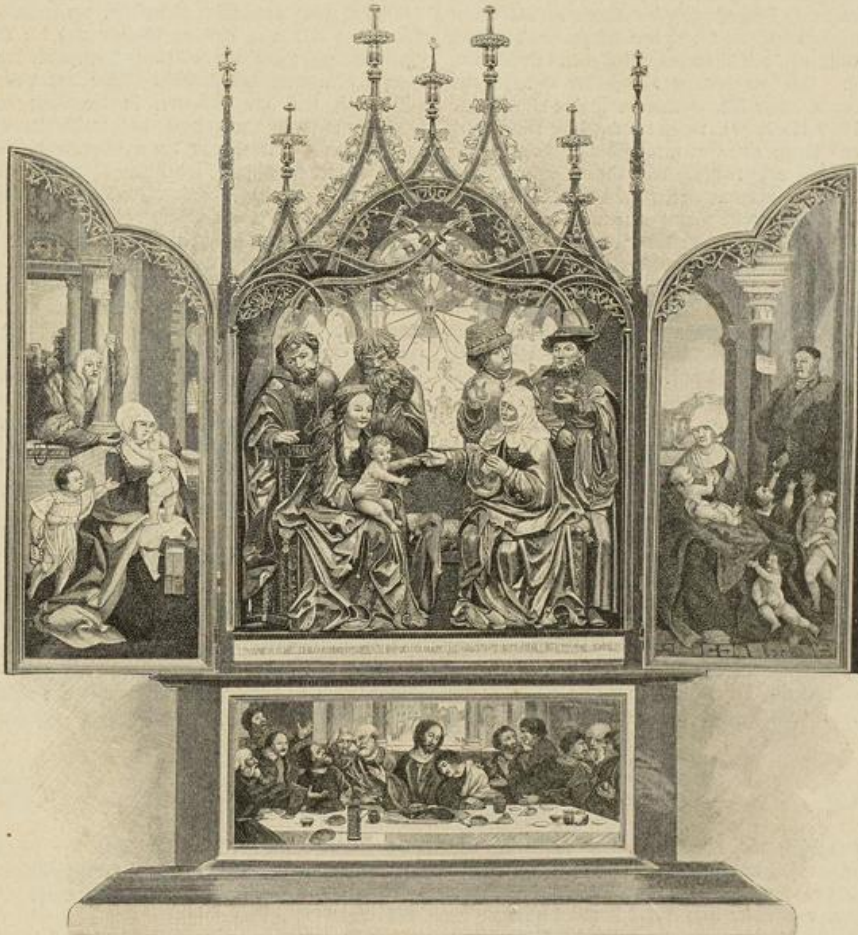
Bauleitung, auf die vollbewusste Sicherheit, mit der Prof. Beyer die ganz riesigen und schwierigen Gerüste Stockwerk für Stockwerk aufeinander zu thürmen verstand, welche schon allein eine bauliche Merkwürdigkeit sind. Noch werden diese Gerüste, mit Ausnahme der Pyramiden Spitze, die freigelegt wird, einige Jahre den kühnen Bau verschleiern. Erst mit der Ergänzung fehlender Einzelheiten, wie z. B. des reichen Achteckkranzes, können dieselben allmählich abgebrochen werden. Auch im Innern der Kirche ist mit der Bemalung der Gewölbe an den Seitenschiffen erst begonnen worden und noch manches unvollendet, manches nöthig und geplant, wozu das bevorstehende Fest die fernere opferwillige Theilnahme der Nation erwecken möge!



Prof. August Beyer,
Münsterbaumeister.

Dennoch wird der Eindruck überwältigend sein für jeden, der durch das große Hauptportal mit der erwähnten herrlichen Vorballe — welches zum ersten Male seit 10 Jahren bei diesem Fest wieder dem allgemeinen Gebrauch übergeben wird — in die neue Thurmhalle eintritt und von hier aus durch den 13,50 Meter hohen Ostbogen den Blick durch die majestätische Halle bis zu dem im Zanberlicht schwimmenden Chor schweifen läßt! Die Wirkung des ganzen, allerdings sehr einfach gehaltenen Innenraums (s. unser Bild S. 441) ist eben in Folge dieser Einfachheit eine ungeheuer mächtige und weisevolle, was durch die vortheilhaften Raumverhältnisse unterstützt wird. Die harmonische Gleichbreite der 5 Schiffe mit zusammen 48,75 Metern (je 15 Meter im Lichten) wiegt die Höhe des Mittelschiffs von 41,6 Metern wohlthätig auf, während beim Kölner Dom die übermäßige Höhe des Mittelschiffs mit fast 44 Metern nahezu der Gesamtbreite von 45 Metern gleichkommt und die

Seitenschiffe mit 19 Metern Höhe verhältnißmäßig niedrig erscheinen gegen 20,35 Meter der Ulmer. Die Länge des Münsters im Lichten beträgt 123,75 Meter (Köln 119 Meter), wobei auf das Langhaus allein 75,50, auf die lichte Thurmhalle 17,50, auf den Chor 30,75 kommen. Das Münster zu Straßburg hat 30 Meter Mittelschiffhöhe. Der Flächeninhalt in Ulm beträgt im Lichten nach Abzug der Pfeiler etwa 5100 Quadratmeter, was dem Raum für 28—30 000 Personen gleichkommt (Köln 6200 qm durch das Querschiff, Straßburg 4100, St. Stefan 3200, Freiburg 2960). Zudem der Besucher durch den herrlichen Säulenwald der Seitenschiffe das Auge schweifen



Choraltarbild von Martin Schaffner.

läßt und am 3. Pfeiler linker Hand im Mittelschiff die Kanzel mit dem geschnittenen Kanzeldeckel des jüngern Sürlin (1510), am 7. rechter Hand das Relief der Grundsteinlegung bemerkt, zieht es ihn hinauf zum Chor. Als dessen Wächter steht links das 90 Fuß hohe Sakramentshäuschen aus den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts, dem späteren der Nürnberger Lorenzkirche ebenbürtig, ja an Reinheit der Formen überlegen — „gegossener Stein“, wie die Alten bewundernd sagten. Vom Triumphbogen hängt ein riesiger Kreuzifixus herab, in der Hütte nach einem früher dem Münster gehörigen alten Original sürklinischer Zeit (jetzt in der alten Klosterkirche Wiblingen) geschnitten, ein Geschenk der Ummischen Garnisonsgemeinde an das Münster zum Lutherjubiläum 1883. Ueber diesem Hängekreuz breitet sich an der Triumphbogenwand ein erst seit 1880 wieder aufgedecktes altes Freskogemälde aus, „Das jüngste Gericht“, das unsere Innenansicht zeigt, ein Werk aus dem Jahre 1470, welches sich durch seine Riesenausdehnung (es bedeckt 136 Quadratmeter, zählt nicht weniger als 213 Köpfe und die Christusfigur ist 3½ Meter hoch) den größten Darstellungen dieser Art zur Seite stellt, aber durch innere Vorzüge der lebendigen Gruppierung und Individualisierung alle überragt.

Aber die größten Kunstschätze birgt der Chor des Münsters. Die Berühmtheit des Dreißiges und großen Chorgefüßes von Jörg Sürlin d. ä. (1469 bis 1474/75) mit seinen unvergleichlichen Büsten von 7 Söhnen und 7 heidnischen Weisen und Dichtern hat längst die ganze Welt durchweilt. Ebenso auch der Ruf der beiden gemalten Fenster von Hans Wild vom Jahre 1480 mit dem Stammbaum Christi u. s. w. Indessen besitzt das Münster aus Stiftungen von Ulmern wie den Familien Bärgein, Daumer, Leube-Dieterich, Wieland im Chor und Seitenschiff neue Glasmalereien, die zu den besten gehören, welche die Neuzeit anzunehmen hat. Je sader vielfach die neuen Glasmalereien sich in der Farbe geben, desto mehr ist die glückliche Nachahmung der Alten in den neuen Ulmer Fenstern hervorzuheben, die Gluth und Harmonie, die Tiefe der Farben, welche hier von den Münchener Anstalten (Burdhardt, Zettler) erreicht ist. Die wunderbare Kunst der Glasmalerei war lange wie verloren. Ihr Wiederentdecker ist der Nürnberger Siegmund Franck (1769 bis 1847), welcher damals die Münchener Werkstätten schuf, aus denen eine Erneuerung der herrlichen Kunst hervorging. Um selbst rühmt sich, den Dominikaner Jakob Griesinger seinen Sohn zu nennen, welcher 1441 bis 1491 der gefeierte Glasmaler des Bologneser Doms war und dort begraben liegt. Es ist zwar nur eine Sage, daß dieser Jacobus Alamanus das Geheiß der alten Glasmalerei erfunden habe, dessen mondscheinmilden jarten Glanz man vergeblich bis heute wieder zu erreichen trachtet. Aber diese Sage bezeugt immerhin, wie es mit solchen Dingen zugehen mochte, und wir wollen sie erzählen: Der Bruder Jacobus war eben mit Eindämmen von Schmelzfarben beschäftigt, als ihm ein silberner Gewandknopf auf eine in der Schmelze befindliche Glasplatte fiel. In diesem Augenblick wurde er zu seinem Abte abgerufen. Als er wiederkam, sah er von jener Stelle das köstliche Kunstgeheiß sich entgegenleuchten, das aus Oker und schwefel-saurem Silber hergestellt wird. — Es kam aber daselbe nachweislich schon vor Griesinger vor.

Größere Beachtung als bisher verdienen die Delgemälde, welche das Ulmer Münster besitzt; vor allen die unzweifelhaft echten Bilder aus Martin Schaffners bester Zeit. So wenig wir Sicheres von dieses Meisters Geburts- oder Todesjahr und seiner Heimath wissen, so kommt er doch 1521—35 urkundlich in Ulm vor. Wir geben unsern Lesern die Ansicht des Choraltars (Schaffneraltars, S. 437). Es ist ein sogenannter Sippenaltar, dessen plastische und bildliche Darstellungen die heilige Sippe, d. i. den weiteren Familienkreis der Maria nach der Legende zum Gegenstand haben. Demnach zeigt der Altarschrein die heilige

Anna und Maria mit Kind, hinter diesen die drei Männer der ersteren (Geophas, Salomo, Joachim, den Vater der Maria) und dann den heiligen Joseph. Die Flügelgemälde führen nun die Sippe der beiden ersteren vor, Maria Geopha mit ihrem Gatten Alphäus und Kindern, den zukünftigen Aposteln Jacobus dem älteren u. s. w. Es sind köstliche Verherrlichungen deutschen Familienlebens, voll Amuth und Grazie. Die Kindlein spielen auf dem Schoße oder zu Füßen der Mütter mit Steckenpferd und ABC-Tafelchen, die Väter sehen zu und haben die charaktervollen Porträtköpfe der Stifter. In gewisser Hinsicht noch bedeutamer ist das Abendmahl in der Altarsäule, das so merkwürdig an Lionardos bekanntes Bild anklingt und zeigt, daß Schaffner Italien gesehen hat, wie denn Thorwaldsen bei Anblick desselben ausrief: „Der muß ja Lionardos Abendmahl gesehen haben!“

Tausende unserer Leser werden, bis diese Blätter in ihre Hand kommen, gelegentlich des bevorstehenden Festes vom 28. Juni bis 1. Juli d. J. mit dem Strom der Gäste die Hallen des Münsters durchwandeln und die genannten wie noch viele andere Kunstschätze desselben, besonders auch noch in der Sakristei, betrachten haben. Die Klänge des Mendelssohn'schen „Elias“, von einem Chor von dreihundert Sängern und entsprechendem Orchester im Münster ausgeführt, werden majestätisch widerhallen; das Festspiel, von Ulmer Bürgern dargestellt, wird die Hauptepochen der Geschichte der Stadt und des Münsterbaues am Auge vorüberführen, und der große historische Festzug von 1500 Theilnehmern wird den Glanz der alten Reichsstadt neu aufleben lassen. Aber die wenigen, welchen es vergönnt war, an der feierlichen Versekung des Schlusssteins des Thurmes auf der schwindelnden Höhe des Gerüsts theilzunehmen, werden die Ueberzeugung lebenslang in sich tragen, daß die erhabene Weihe dieses Augenblicks alles, was Festesglanz zu bieten vermag, weit hinter sich läßt.

Eine stille andächtige Gemeinde, versammelt hier um den Abend des 31. Mai um den Meister und die Werkleute auf der schwindelnden Höhe der obersten Plattform des Gerüsts, aus welcher eben noch die äußerste Spitze des vollendeten Thurmes herausstrahlt, um nun bald frei in die Lüfte zu ragen. Lichter Abendsonnenschein übergoldete das weite Land und die Häuser der Stadt tief unten, aus deren Giebeln Fenstern wehende Tücher zu uns heraufgrüßten, indeß vom Thurme die deutsche und die württembergische Fahne herabwallten. Auf dieser Höhe, wußten wir, wird keiner mehr stehen, kein Auge den sonnenbeglänzten, sturmuutobten, majestätischen Gipfel je wieder aus dieser Nähe grüßen! Wir waren alle durchdrungen von der Größe des Augenblicks, durch welchen in die Geschichte Ulms, des evangelischen Gotteshauses und der deutschen Kunst ein neues unvergängliches Blatt eingefügt werden sollte.

Da klangen die Gloden des Domes herauf zu uns. Die am Morgen von den Geistlichen und den bürgerlichen Kollegien der Stadt unterzeichnete Urkunde von Pergament, welche besagt, daß „im Jahre des Heils 1890 . . . am 31. Mai abends 6 Uhr der Schlussstein zum Hauptthurm dieses Münsters aufgesetzt und damit 513 Jahre nach der Grundsteinlegung dies größte Gotteshaus in deutschen Landen glücklich vollendet worden“ —

wird in die Höhlung des vorletzten Steins, welcher dem Thurmkopf zur Unterlage dient, eingelegt und vermauert — und langsam senkt sich dieser herab auf denselben. Ein frommer Segensspruch zuerst; dann klingt unser dreifacher Jubelruf hinaus in die Lüfte, dem Könige als dem hohen Förderer und Protektor, dem Baumeister mit seinen Gehilfen als dem ruhmreichen Vollender des großen Werkes! Und in feierlichen Accorden des Chorals „Nun danket alle Gott“ scholl es vom Thurmkranz unter uns nieder, der harrenden Menge zur frohen Kunde, was droben geschah!

Flammenzeichen.

Roman von **G. Werner.**

(Schluß.)

Städinger sah und hörte nichts von dem, was neben ihm verhandelt wurde, er sah nur auf seinen Herrn. Egon schien bewußtlos zu sein, das blonde Haupt war matt zurückgesunken, die Augen geschlossen, und unter dem Mantel, mit dem man ihn bedeckt und der sich etwas verschoben hatte, wurde die geöffnete blutgetränkte Uniform sichtbar.

„Durchlaucht!“ flehte der Alte der Warnung des Arztes eingedenk halblaut, aber in einem herzzerreißenden Tone. „Sehen Sie mich doch an, reden Sie doch zu mir! Ich bin's ja, der Städinger!“

Die bekannte Stimme fand den Weg zu dem Ohre des Schwerverwundeten; er schlug langsam die Augen auf und ein

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

mattes Lächeln flog über seine Züge, als er den Alten erkannte, der neben ihm kniete.

„Mein alter Waldgeist,“ sagte er leise, „dazu mußtest Du herkommen!“

„Aber Sie werden ja doch nicht sterben, Durchlaucht!“ murmelte Städinger, der am ganzen Leibe bebte, aber doch keinen Blick von seinem sterbenden Herrn verwandte. „Nein, nicht sterben — gewiß nicht!“

„Meinst Du, daß das so schwer ist?“ sagte Egon ruhig. „Gestern — Du hast ganz recht gesehen — da war mir schwer ums Herz, jetzt ist es leicht. Grüße mir mein Knecht und meine Wälder und — sie auch, die Schloßherrin von Stwalden.“

„Wen? Frau von Wallmoden?“ fragte Städinger, fast entsetzt über diese Wendung.

„Ja — bringe ihr meinen letzten Gruß — sie soll bisweilen an mich denken!“

Die Worte kamen mühsam, abgebrochen von den Lippen, die bereits ihren Dienst zu versagen schienen, aber sie ließen doch keinen Zweifel über die Bedeutung dieses Grußes. Egon war aufgefahren, als er den Namen seiner Schwester hörte, und beugte sich jetzt über den Sterbenden. Dieser sah noch den Bruder Adelheids, er erkannte die Züge, die den ihren so ähnlich waren, und wieder flog jenes Lächeln über sein Antlitz. Dann legte er ruhig und matt das blonde Haupt an die Brust seines alten „Waldgeistes“, und die schönen sonnigen Augen schlossen sich für immer.

Es war ein kurzer, schmerzloser Todeskampf, fast ein Entschlummern. Städinger regte sich nicht, gab keinen Laut von sich, denn er wußte, daß das seinem jungen Herrn wehethun würde, den er als Kind auf den Armen getragen hatte und der nun in seinen Armen den letzten Athemzug that. Als es aber vorbei war, da brach auch die Fassung des Alten zusammen, er warf sich verzweifelnd über den Todten und weinte wie ein Kind.

Auch drüben, jenseit der Bergpässe, leuchtete die klare, helle Wintersonne dem neuen Erfolge, den die siegreichen deutschen Truppen errungen hatten. Die Verhandlungen mit dem Kommandanten von A. waren zum Abschluß gebracht, die Festung übergeben. Soveben zog die kriegsgefangene Besatzung ab, während ein Theil der Sieger bereits eingerückt war.

Auf dem Hauptplatze der tiefer gelegenen Stadt hielt General Falkenried mit seinem Stabe, gleichfalls im Begriff, nach der Festung aufzubrechen. In dem Sonnenschein sah man die Helme und Gewehre der Mannschaften blitzen, die den Weg zur Citadelle hinaufzogen und denen immer neue Abtheilungen folgten. Falkenried hatte noch verschiedene Befehle ertheilt, jetzt setzte er sich an die Spitze seiner Offiziere und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Da kam von der Hauptstraße her in rasendem Galopp ein Reiter angejagt, das edle Thier, das er ritt, war mit Schweiß und Schaum bedeckt und die Weichen bluteten von den scharfen Sporen, die es immer wieder angeflacht hatten, wenn ihm die Kraft zu versagen drohte. Aber auch das Gesicht des Reiters war entsetzt von dem Blute, das unter dem um die Stirn gewundenen Tuch niederrieselte. Wie vom Sturm getragen flog er heran, so daß alles aus seinem Wege stob, erreichte den Platz und sprengte mitten durch die Offiziere auf den General zu.

Aber wenige Schritte vor dem Ziele erlag die Kraft des Thieres, es stürzte zusammen. Doch in denselben Augenblick sprang der Reiter auch aus dem Sattel und eilte stürmisch auf den Oberbefehlshaber zu.

„Vom kommandirenden General!“
Falkenried zuckte zusammen beim ersten Worte, er hatte das vom Blute entstellte Antlitz nicht erkannt, er sah nur, daß der Mann, der so auf Tod und Leben daherjagte, eine dringende Botschaft bringen mußte, erst beim Klange dieser Stimme blühte eine Ahnung der Wahrheit in ihm auf.

Hartmut schwankte und legte einen Augenblick die Hand an die Stirn — es schien, als wollte er wie sein Roß zusammenstürzen, aber er raffte sich gewaltsam wieder auf.

„Der General läßt warnen — es wird Verrath geplant, die Festung fliegt in die Luft, sobald die Besatzung abgezogen ist — hier ist die Depesche!“

Er riß ein Papier hervor und reichte es Falkenried. Die Offiziere waren aufgefahren bei der entsetzlichen Nachricht und umdrängten ihren Befehlshaber, als erwarteten sie von ihm die Bestätigung des Unglaublichen, aber sie hatten einen seltsamen

Anblick. Ihr General, dessen eiserne Ruhe sie alle kannten, der nie die Fassung verlor, selbst wenn das Unerhörteste hereinbrechen mochte, er war todtbleich geworden und starrte den Redenden an, als sei ein Gespenst vor ihm aus dem Boden emporgestiegen, während er das Papier noch uneröffnet in der Hand hielt.

„Herr General — die Depesche!“ mahnte halblaut einer der Adjutanten, der den Vorgang so wenig begriff wie die anderen. Aber das war genug, um Falkenried zur Besinnung zu bringen. Er riß die Depesche auf und durchflog sie, und jetzt war er wieder der Soldat, der nichts kannte als seine Pflicht.

Mit lauter, fester Stimme gab er seine Befehle, die Offiziere sprengten davon, Kommandorufe und Signale wurden in allen Richtungen laut, und wenige Minuten später sah man bereits, wie die nach der Festung hinaufziehende Abtheilung zum Stillstand kam, während die abrückende Besatzung ebenso plötzlich Halt machte. Jetzt erscholl auch droben auf der Citadelle das Alarmzeichen. Weder Freund noch Feind wußte, was das bedeuten sollte, es sah ja aus, als wollte man den eben erst eroberten Platz sofort wieder räumen, aber die Befehle wurden mit gewohnter Schnelligkeit und Pünktlichkeit ausgeführt, die Bewegungen vollzogen sich trotz der Eile in vollster Ruhe, und die Truppenmassen wandten sich wieder nach der Stadt zurück.

Falkenried hielt noch auf dem Platze, Befehle ertheilend, Meldungen empfangend und mit dem Blick alles überwachend und leitend. Aber er fand doch eine Minute Zeit, sich zu seinem Sohne zu wenden, dem er bis dahin noch kein Zeichen des Erkennens gegeben hatte.

„Du blutest — laß Dich verbinden!“ sagte er.

Hartmut schüttelte heftig den Kopf.

„Später, erst muß ich den Rückzug, die Rettung sehen.“

Die furchtbare Erregung hielt ihn in der That aufrecht, er schwankte nicht mehr, sondern folgte mit fieberhafter Spannung jeder Bewegung der Truppen. Falkenried blickte ihn an, dann fragte er: „Auf welchem Wege kamst Du?“

„Ueber die Bergpässe.“

„Ueber die Pässe?“ rief der General. „Dort steht ja der Feind!“

„Ja — dort steht er.“

„Und Du kamst doch auf diesem Wege?“

„Ich mußte, sonst wäre die Nachricht nicht rechtzeitig hier gewesen. Ich bin gestern abend erst fortgeritten.“

„Das ist ja ein Heldenstück ohnegleichen! Mann, wie haben Sie das zustande gebracht?“ rief einer der höheren Offiziere, der soeben eine Meldung gebracht hatte und die Worte hörte.

Hartmut schwieg, er hob nur langsam den Blick zu seinem Vater empor. Jetzt schaute er nicht mehr diese Augen, die er so lange gefürchtet hatte, und was er darin las, sagte ihm, daß er auch hier freigesprochen war.

Aber selbst die äußerste Willenskraft hat ihre Grenze, und diese war jetzt erreicht bei dem Manne, der fast Uebermenschliches geleistet hatte. Das Antlitz des Vaters war das letzte, was er sah, dann legte es sich wie ein blutiger Schleier vor seine Augen, er fühlte es wieder heiß und feucht über seine Stirn rinnen, und dann wurde es Nacht um ihn und er sank zu Boden.

Da ertönte ein Schlag, unter dessen Gewalt die ganze Stadt erbebt und erzitterte. Die Citadelle, deren Umrisse sich eben noch so scharf und klar von dem blauen Himmel abgehoben hatten, wurde urplötzlich zu einem Krater, der Gluth und Verderben ausspie. In den versteinerten Mauern dort oben schien sich die ganze Hölle aufzuthun, ein Regen von Stein- und Felsstrümmern erhob sich hoch in die Luft, um dann zerschmetternd niederzufallen, und alsbald züngelte und lohnte es überall auf in dem riesigen Trümmerhaufen und aus Rauch und Qualm loderte eine mächtige Feuersäule zum Himmel empor — ein grauenhaftes Flammenzeichen!

Die Warnung war noch in letzter Stunde gekommen. Es hatte trogalledem Opfer gekostet, denn was noch im unmittelbaren Bereich der Citadelle sich befand, das war zerschmettert oder schwer verwundet, aber im Vergleich mit dem unabsehbaren Unglück, das ohne jene Warnung geschehen wäre, konnten die Verluste für gering gelten. Der General mit seinen Offizieren und fast allen seinen Truppen war gerettet.

Falkenried hatte sofort mit gewohnter Umjicht und Thatkraft alle Maßregeln getroffen, welche die entsetzliche Katastrophe erheischte. Er war überall, und seinem Eingreifen, seinem Beispiel

gelang es auch, den in vollster Siegesfreude von dem Verrath über-
raichten Mannschaften die Ruhe wiederzugeben. Erst als der Be-
fehlshaber seine Pflicht gethan hatte, trat der Vater in seine Rechte.

In einem der nahegelegenen Häuser, wohin man ihn getragen
hatte, als er zu Boden sank, lag Hartmut noch immer besinnungslos.
Er sah und hörte den Vater nicht, der mit einem der Aerzte an seinem
Lager stand, die Betäubung hielt ihn schwer und tief umfangen.
Falkenried blickte eine Weile stumm nieder auf das bleiche Antlitz
mit den geschlossenen Augen, dann wandte er sich an den Arzt.

„Sie halten also die Wunde nicht für tödlich?“

Der Arzt zuckte mit bekümmertem Miene die Achseln.

„Die Wunde selbst nicht, aber die furchtbare Ueberanstrengung
bei diesem Ritt auf Tod und Leben, der starke Blutverlust, die
eifige Kälte der Nacht — ich fürchte, Herr General, Sie müssen
sich auf alles gefaßt machen.“

„Ich bin auf alles gefaßt!“ sagte Falkenried ernst, dann
kniete er nieder und küßte den Sohn, den er vielleicht nur wieder-
gefunden hatte, um ihn zu verlieren; und ein paar heiße Thränen
fielen auf die todtenblaffen Züge.

Aber es war dem Vater nicht lange vergönnt, bei seinem
Kinde zu bleiben, er mußte wieder hinaus. Schon nach wenigen
Minuten erhob er sich, empfahl dem Arzte nochmals die äußerste
Sorgfalt und ging dann.

Auf dem Platze war der Stab des Generals und ein Theil
der anderen Offiziere zusammengetreten und wartete auf den
Befehlshaber. Dieser befand sich, wie sie wußten, augenblicklich
bei dem Verwundeten, der die Warnung überbracht hatte und den
niemand kannte, aber man hatte erfahren, daß er über die Bergpässe
gekommen war, durch das vom Feinde besetzte Gebiet, daß er einen
Ritt gewagt hatte, den ihm seiner nachthat in der ganzen Armee,
und als der General endlich erschien, umdrängte ihn alles mit Fragen.

Falkenried war tiefenst, aber das Starre, Düstere, das sein
Antlitz sonst immer zeigte, war gewichen und hatte einem Ausdruck
Platz gemacht, den seine Umgebung zum ersten Male sah. In
seinen Augen schimmerte es noch feucht, aber seine Stimme klang
fest und klar, als er antwortete:

„Ja, meine Herren, er ist schwer verwundet, und vielleicht
war es sein Todesritt, mit dem er uns allen die Rettung brachte.
Aber er hat als Mann und Soldat seine Pflicht gethan, und wenn
Sie seinen Namen wissen wollen — es ist mein Sohn, Hartmut
von Falkenried!“

Das alte Herrenhaus von Burgsdorf lag friedlich und be-
haaglich im hellsten Sonnenglanze. Es hatte vor kurzem seinen
Herrn empfangen, der fast ein Jahr lang fern gewesen und nun
nach beendigtem Feldzuge in die Heimath und zu seiner jungen
Gattin zurückgekehrt war.

Das große Gut mit seiner ausgedehnten Wirtschaft hatte
nicht gelitten unter dieser langen Abwesenheit, denn es war in
sicherer Obhut geblieben. Die Mutter des Gutsheeren war in ihre
alten Rechte getreten und hatte mit gewohnter fester Hand die
Zügel geführt bis zu der Rückkehr ihres Sohnes; jetzt legte sie
diese Zügel feierlichst wieder in seine Hände und bestand trotz
aller Bitten und Vorstellungen darauf, Burgsdorf zu verlassen
und in ihre Stadtwohnung überzusiedeln.

Augenblicklich stand Frau von Eschenhagen auf der Terrasse,
deren breite, steinerne Stufen in den Garten hinabführten, und
sprach mit Willibald, der sich an ihrer Seite befand. Dabei ruhte
ihr Blick mit unverkennbarem Wohlgefallen auf der kraftvoll
männlichen Erscheinung ihres Sohnes, die durch die jetzt so ge-
wohnte militärische Haltung noch stattlicher wurde. Sie mochte wohl
selbst fühlen, daß aus dem jungen Gutsheeren etwas Anderes und
Besseres geworden war, als sie mit ihrer Erziehung zustande ge-
bracht hatte, aber zugegeben hätte sie das um keinen Preis.

„Also Du willst bauen?“ fragte sie. „Ich habe es mir
beinahe gedacht. Das alte schlichte Haus, in dem ich und Dein
Vater so lange Jahre gewohnt haben, ist natürlich nicht gut
genug für Deine kleine Prinzessin, die muß mit allem nur mög-
lichen Glanze umgeben werden! Meinnetwegen! Das Geld hast
Du ja dazu, Du kannst Dir die Geschichte allenfalls erlauben,
und mich geht sie, Gott sei Dank, nichts mehr an.“

„Stelle Dich doch nicht so grimmig an, Mama,“ sagte Willi-
bald lachend. „Wenn man Dich hört, sollte man meinen, Du
seiest die schlimmste aller Schwiegermütter, und wenn ich es nicht

schon wüßte durch Mariettas Briefe, so sehe ich doch jetzt täglich,
wie Du sie verhöhnt und auf Händen tragt.“

„Nun ja, man spielt auch in seinen alten Tagen noch manch-
mal gern mit hübschen Kuppen,“ versetzte Regine trocken, „und
Deine Frau ist doch ein siederliches Püppchen, das nur zum Spielen
taugt. Bilde Dir nur ja nicht ein, daß sie jemals eine tüchtige
Gutsfrau wird. Ich habe das im ersten Augenblick gesehen und
sie deshalb gar nicht an die Wirtschaft herangelassen.“

„Und da hast Du recht gethan,“ fiel der junge Gutsheer
ein. „Die Arbeit und die Wirtschaft sind meine Sache, meine
Marietta soll sich damit nicht plagen; aber glaube mir, Mama,
es lebt und schafft sich ganz anders, wenn solch ein süßer kleiner
Singsvogel einem Muth und Lust zur Arbeit in das Herz singt.“

„Junge, ich glaube, Du bist noch immer verriicht,“ sagte
Frau von Eschenhagen mit ihrer alten Derbheit. „Ist es erhdrt,
daß ein vernünftiger Mensch, ein Ehemann und Gutsbesitzer so
von seiner Frau spricht? Süßer kleiner Singsvogel! Das hast
Du wohl von Deinem Busenfreunde, dem Hartmut, der Euch
allen als ein so großmächtiger Dichter gilt? Du hast ihm ja
schon in der Jugend alles nachgemacht.“

„Nein, Mama, das ist wirklich meine eigene Poesie,“ ver-
theidigte sich Willibald. „Gedichtet habe ich überhaupt nur ein-
mal in meinem Leben, an jenem Abende, wo ich Marietta wieder-
sah in Hartmuts ‚Arivana‘. Das Gedicht fiel mir jetzt, als ich
meinen Schreibstisch ordnete, wieder in die Hände, und ich gab
es Hartmut mit der Bitte, es ein wenig zu ändern, denn merk-
würdigerweise wollte sich die Geschichte nicht reimen und mit dem
Versmaß war ich auch nicht recht zustande gekommen. Weißt Du,
was er mir antwortete? ‚Mein lieber Willy, Dein Gedicht ist sehr
schön, was die Empfindung betrifft; aber laß das Dichten doch lieber
bleiben! Solche Verse sind wirklich nicht auszuhalten, und Deine
Frau läßt sich scheiden, wenn Du sie in dieser Weise ansingt! —
So urtheilt mein ‚Busenfreund‘ über meine poetische Begabung.“

„Das geschieht Dir recht, was hast Du Dich als Landwirth
mit Versen abzugeben!“ rief Regine ärgerlich. Da wurde die
Thür des Ghzimmers geöffnet, ein Köpchen mit krausen dunklen
Locken wurde sichtbar und eine neckische Stimme fragte:

„Ist es erlaubt, die gestrenge Herrschaften in ihren hoch-
wichtigen landwirthschaftlichen Gesprächen zu stören?“

„Komm nur heraus, Du Kobold,“ sagte Frau von Eschen-
hagen; aber die Erlaubniß war überflüssig, denn die junge Frau
flog bereits in die offenen Arme ihres Mannes, der sich zärtlich
zu ihr niederbeugte und ihr etwas in das Ohr flüsterte.

„Fangt Ihr schon wieder an?“ schalt die Mutter. „Es ist
wahrhaftig nicht mehr auszuhalten in Eurer Nähe!“

Marietta wendete nur den Kopf, ohne sich aus den Armen
losgzumachen, die sie noch immer festhielten, und sagte schelmisch:
„Wir feiern ja jetzt erst unsere Hlitterwochen nach der langen
Trennung, und Du mußt es doch aus eigener Erfahrung wissen,
wie man sich dabei benimmt, gelt, Mama?“

Regine zuckte die Achseln. Ihre Hlitterwochen mit dem seligen
Eschenhagen waren freilich anderer Art gewesen.

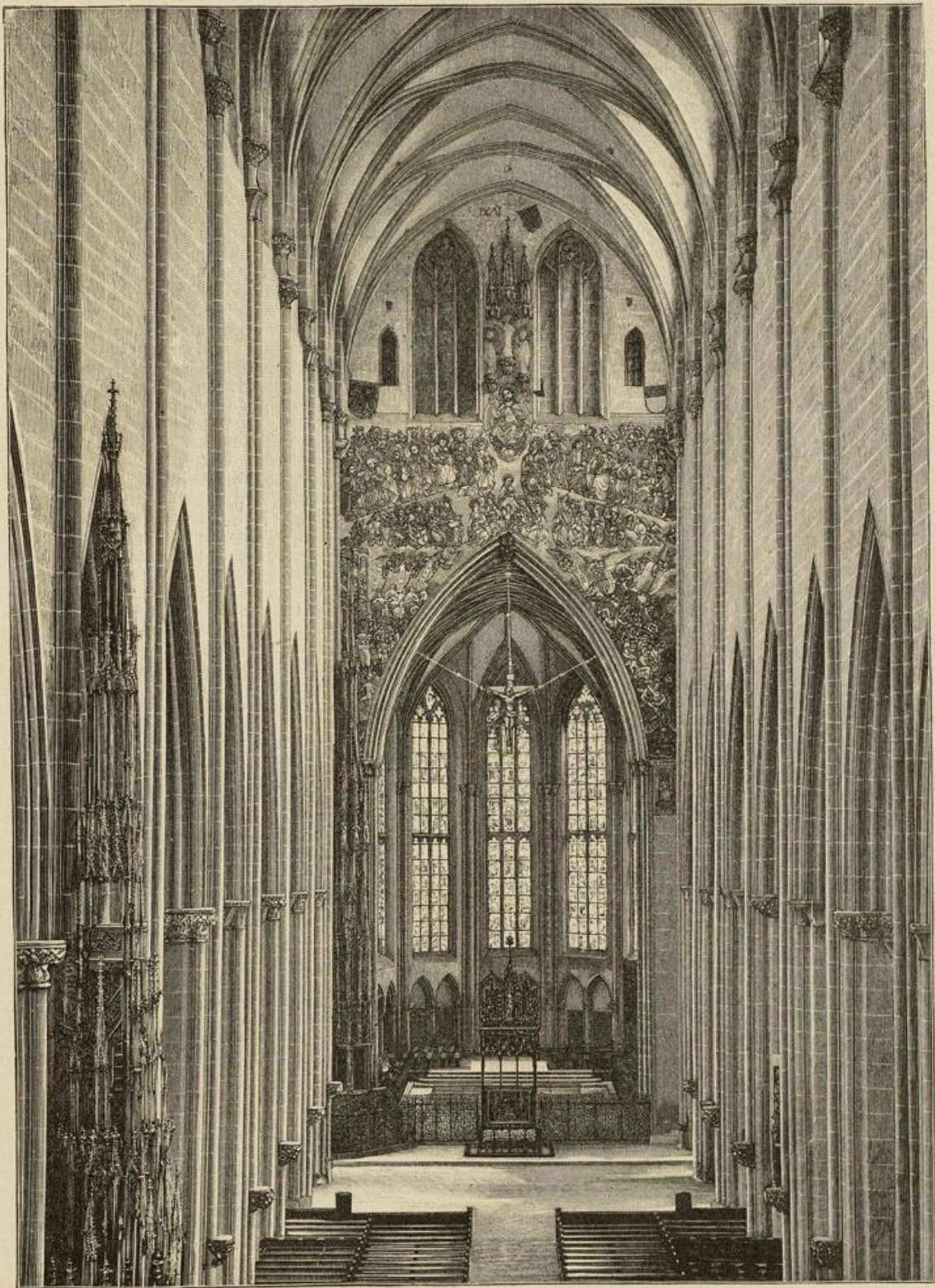
„Du erhaltest vorhin einen Brief von Deinem Großvater,
Marietta,“ sagte sie abbrechend. „Hast Du gute Nachrichten?“

„Die allerbesten! Großpapa ist ganz wohl und freut sich sehr
darauf, im nächsten Monat nach Burgsdorf zu kommen; aber er
schreibt, daß es in diesem Sommer recht still sei in der Umgegend
von Waldhofen. Seit Rodet seinen Herrn verloren hat, seit dem
Tode des jungen Fürsten ist dort alles verodet und verschlossen,
Ostwalden liegt gleichfalls ganz vereinsamt, und in Fürstenstein
wird es auch leer und still werden. Toni heirathet ja in vierzehn
Tagen, und dann ist der Onkel Schönau ganz allein.“

Die letzten Worte wurden mit einer gewissen Betonung ge-
sprochen, und es war ein ganz eigenthümlicher Blick, den die junge
Frau ihrer Schwiegermutter dabei zusandte. Diese achtete aber
nicht darauf, sondern bemerkte nur: „Ja, es ist ein merkwürdiger
Einsall von Hartmut und Adelheid, hier in den Föhrenwäldern
in einer kleinen gemieteten Villa die ersten Wochen ihrer Ehe zu
verleben, während ihnen das große Schloß von Ostwalden und
die sämtlichen Stahlsbergischen Landsitze zur Verfügung stehen.“

„Sie wollten wohl noch gern in der Nähe des Vaters
bleiben,“ meinte Willibald.

„Nun, in dem Falle hätte Falkenried Urlaub nehmen und
zu ihnen gehen können. Gott sei Dank! Der Mann lebt förmlich



Das Mittelschiff des Almer Münsters mit dem jüngsten Gericht über dem Chorbogen.
Nach einer Photographie von Karl Herrlinger in Ulm.

auf, seit die furchtbare Bitterkeit von ihm genommen ist und er seinen Sohn wieder hat. Ich weiß es am besten, wie schwer ihn damals die Flucht des Jungen traf, den er insgeheim vergötterte, während er ihm nur Strenge zeigte und nur Gehorsam forderte. Freilich, was Hartmut geleistet hat bei seinem nächtlichen Ritt, mit dem er den Vater und seine Truppen rettete, das löst wohl mehr aus als einen unsinnigen Knabenstreich, den im Grunde nur die Mutter verschuldet hat."

"Aber wir kommen um all die Hochzeitsfeierlichkeiten in der Familie," schmolte Marietta. "Willy und ich mußten uns in aller Stille trauen lassen, weil der Krieg ausbrach, und jetzt, wo der Krieg glücklich beendet ist, machen es Hartmut und Ada genau ebenso."

"Mein Kind, wenn man solche Dinge durchgemacht hat wie Hartmut, dann vergeht einem die Lust zu Festlichkeiten," sagte Frau von Eschenhagen ernst. "Uebrigens ist er noch nicht völlig wiederhergestellt. Du sahst es ja, wie bleich er noch war bei der Trauung. Adelsheids erste Vermählung ist allerdings glanzvoller gefeiert worden, ihr Vater bestand darauf trotz seines leidenden Zustandes, und die Braut war in ihrer Atlaschleppe und ihren Spitzen und Diamanten eine wahrhaft königliche, wenn auch kalte Erscheinung. Jetzt freilich sah sie anders aus, als sie mit ihrem Hartmut vor den Altar trat, in dem einfachen weißen Seidenkleide und dem duffigen Schleier! So habe ich sie überhaupt noch niemals gesehen im Leben! Der arme Herbert! Er hat nie die Liebe seiner Frau besessen."

"Wie kann man eine so alte Exzellenz im Diplomatensack lieben! Ich hätte es auch nicht gekonnt," rief Marietta vorlaut; aber da kam sie übel an bei der Schwiegermutter, die das Andenken ihres Bruders hoch in Ehren hielt.

"Du wärst wohl auch nie in diese Nothwendigkeit gekommen," versetzte sie gereizt. "Um Dich hätte ein Mann wie Herbert von Wallmoden schwerlich geworben, Du kleines, übermüthiges Ding —"

Sie kam nicht weiter in ihrer Strafpredigt, denn der kleine Uebermuth hing bereits an ihrem Halse und schmeichelte:

"Nicht böse, Mama! Ich kann doch nicht dafür, daß mir mein undiplomatischer Willy lieber ist als alle Exzellenzen der ganzen Welt — und Dir ist er es auch, gelt, Mama?"

"Du Schmeicheltzäpchen!" sagte Regine mit einem vergebliehen Versuche, ihre strenge Miene festzuhalten. "Du weißt es recht gut, daß man Dir nicht böse sein kann, und hier in Burgsdorf wird nun wohl eine Pantoffelwirthschaft anfangen, wie sie noch nicht dagewesen ist. Augenblicklich schämt sich Willy noch etwas vor mir, aber wenn ich erst fort bin, ergiebt er sich Dir auf Gnade und Ungnade."

"Mama, hältst Du denn noch immer fest an dem Gedanken?" fragte Willibald vorwurfsvoll. "Jetzt willst Du gehen, wo alles Liebe und Frieden zwischen uns ist?"

"Gerade jetzt gehe ich, damit es Frieden bleibe! Rede mir nicht darcin, mein Sohn! Ich muß nun einmal die Erste sein da, wo ich lebe und schaffe. Das willst Du jetzt auch sein, also taugen wir nicht mehr zusammen, und Deine kleine Prinzessin wird auch nicht böse darüber werden. Bis jetzt hatten wir genug zu thun mit der Angst und Sorge um Dich, und man zankt sich nicht, wenn man jeden Tag von neuem für den Sohn und Mann zittern muß. Nun ist das vorbei, und ich bin doch noch zu sehr vom alten Schlage, um mich in die Jugend finden zu können. Macht, was Ihr wollt, aber in meinem Hause muß es nach meinem Kopfe gehen, und deshalb ziehe ich fort."

Sie wandte sich um und ging in das Haus, während der junge Gutsderr ihr mit einem halb unterdrückten Seufzer nachblickte.

"Vielleicht hat sie recht," sagte er leise; "aber sie wird sich unglücklich fühlen bei dem Alleinsein und ohne die langgewohnte Thätigkeit. Sie hält die erzwungene Ruhe nicht aus, ich weiß es. Du hättest sie doch auch bitten sollen, zu bleiben, Marietta!"

Die junge Frau legte das krauslockige Köpfchen an die Schulter ihres Mannes und sah schelmisch zu ihm auf.

"D nein, ich thue etwas Besseres. Ich sorge dafür, daß die Mama nicht unglücklich wird, wenn sie von uns geht."

"Du? Wie willst Du denn das anfangen?"

"Ganz einfach — ich verheirathe die Mama."

"Aber Marietta, was fällt Dir ein?"

"D Du kluger Willy, hast Du wirklich gar nichts gemerkt?" lachte Marietta auf; es war das alte, silberhelle Lachen, womit sie ihn schon damals in Waldhofen so verückt hatte. "Du ahnst also gar nicht, weshalb der Onkel Schönau in so grimmiger Laune war, als wir ihn vor drei Tagen in Berlin trafen, und

weshalb er durchaus nicht nach Burgsdorf kommen wollte, obgleich wir ihn dringend einluden? Die Mama lud ihn nicht ein, weil sie einen neuen Heirathsantrag fürchtete, er verstand das, und darum war er so wüthend. Ich wußte schon längst Bescheid; schon damals, als die Mama zu uns nach Waldhofen kam und er ihr so bitter vorwarf, daß sie ihn nur als Nebenperson bei einer Hochzeit verwenden wollte, merkte ich, daß er gern die Hauptperson wäre. — Willy, jetzt machst Du aber ein köstliches Gesicht! Jetzt siehst Du gerade wieder so aus wie im Anfange unserer Bekanntschaft."

Der junge Gutsderr sah in seiner grenzenlosen Ueberschuldung allerdings nicht sehr geistreich aus. Er hatte nie an die Möglichkeit gedacht, daß sich seine Mutter wieder vermählen könnte, und nun vollends mit ihrem Schwager! Aber es leuchtete auch ihm ein, daß dies ein ganz vorzüglicher Ausweg wäre.

"Marietta, Du bist unendlich klug!" rief er, voll Bewunderung seine Frau anstaunend, die das mit höchster Genugthuung hinnahm.

"Ich bin noch viel klüger, als Du glaubst," triumpbirte sie, "denn ich habe die Sache wieder in Ordnung gebracht. Ich machte mich an den Onkel Schönau und gab ihm zu verstehen, daß, wenn er jetzt nochmals Sturm ließe, die Festung sich wohl ergeben würde. Er brummte zwar gewaltig und meinte, er habe genug davon und wolle nicht wieder zum Narren gemacht werden; aber er überlegte sich die Sache schließlich doch. Vor einer Viertelstunde kam er an, ich durfte der Mama aber nichts davon sagen und — da ist er!"

Sie wies auf den Oberforstmeister, der soeben auf die Terrasse trat und die letzten Worte hörte.

"Ja, da bin ich!" bekräftigte er; "aber gnade Gott der kleinen Frau, wenn sie mich hinters Licht geführt hat, auf ihre Verantwortung allein bin ich gekommen. Sie wird Dir wohl Bescheid gesagt haben, Willy, wie es mit uns steht, das heißt, mit mir, denn Deine Frau Mutter ist natürlich wieder unvernünftig, eigenfinnig, starrköpfig, wie sie das gewöhnlich ist — aber heirathen will ich sie doch."

"In Gottes Namen, Onkel, wenn sie Dich nur will!" rief Willibald, der doch nicht umhin konnte, diese Schilderung seiner Mutter von seiten eines Freiers etwas sonderbar zu finden.

"Ja, das ist eben die Frage," sagte Schönau bedenklich, "aber Deine Frau meint —"

"Ich meine, daß wir keine Minute mehr verlieren dürfen," fiel Marietta ein. "Die Mama ist in ihrem Zimmer und ahnt nichts von dem Ueberfall. Willy und ich bleiben im Hinterhalte, und im allergeringsten Falle greifen wir auch in das Gesecht ein. Vorwärts Onkel, vorwärts Willy!"

Und Frau Marietta von Eschenhagen schob mit ihren kleinen, zielichen Händchen den stattlichen Oberforstmeister und ihren riesigen Ehegemahl ohne weiteres vorwärts; sie ließen sich auch ganz geduldig schieben und Schönau brummte nur:

"Merkwürdig, das Kommandiren verstehen sie alle, groß oder klein — das ist ihnen angeboren!"

Regine von Eschenhagen stand am Fenster ihres Zimmers und blickte hinaus auf ihr geliebtes Burgsdorf, das sie in wenigen Tagen verlassen wollte. So sehr sie auch von der Nothwendigkeit dieses Entschlusses überzeugt war, leicht wurde er ihr nicht. Die kräftige, rastlos thätige Frau, die dreißig Jahre lang an der Spitze eines großen Hauswesens gestanden hatte, empfand ein Grauen vor der Ruhe und Unthätigkeit, die ihrer warteten. Sie hatte dies Stadtleben ja bereits kennengelernt bei jener ersten Trennung von ihrem Sohne und sich grenzenlos unglücklich darin gefühlt. Da öffnete sich die Thür und der Oberforstmeister trat ein.

"Moritz, Du bist es?" fuhr Regine überrascht auf. "Das ist vernünftig, daß Du doch gekommen bist."

"Ja, ich bin immer vernünftig," sagte Herr von Schönau sehr anzüglich. "Du hättest zwar nicht die Gnade, mich einzuladen, aber ich wollte mir doch persönlich Deine Zusage für Louis Hochzeit holen. Du kommst doch mit Deinen Kindern nach Fürstenstein?"

"Gewiß kommen wir, aber wir waren alle überrascht von dieser Eile. Du wolltest dem jungen Paare doch erst ein Gut kaufen, und das geht sonst nicht so über Hals und Kopf."

"Nein, aber geheirathet muß trotz alledem werden. Unsere Herren Krieger sind etwas anspruchsvoll geworden nach ihren Heilenthaten. Waldorf erklärte mir nach der Rückkehr kurz und bindig: Papa, Du hast mir beim Abschiede gesagt: Erst siegen und dann heirathen! Nun habe ich gesiegt und nun heirathe ich und warte nicht länger. Der Gutskauf hat Zeit, die Hochzeit aber nicht, denn die ist das Wichtigste! Und da Toni gleichfalls

von dieser Wichtigkeit durchdrungen war, so blieb mir nichts übrig, als den Hochzeitstag anzusehen."

Frau von Eichenhagen lachte.

"Ja, die Jugend ist schnell bei der Hand mit dem Heirathen, und sie hat doch Zeit zum Warten."

"Das Alter aber nicht!" fiel Schönau ein, der nur nach einem Anknüpfungspunkte suchte und sich schleunigst dieser Aeußerung bemächtigte. "Hast Du Dir die Geschichte nun endlich überlegt, Regine?"

"Welche Geschichte?"

"Nun, unsere Heirath. Hoffentlich bist Du jetzt in der Stimmung dazu."

Regine wandte sich etwas verlegt ab.

"Du liebst es, mit der Thür ins Haus zu fallen, Moriz. Wie kommst Du denn so plötzlich darauf?"

"Was, das nennst Du mit der Thür ins Haus fallen?" rief der Oberforstmeister entrüstet. "Vor fünf Jahren habe ich Dir den ersten Antrag gemacht, vor einem Jahre den zweiten, jetzt komme ich zum dritten Male, und Du hast noch nicht genug Zeit zur Ueberlegung gehabt? Ja oder nein? Wenn Du mich jetzt wieder fortschickst, komme ich nicht wieder, verlaß Dich darauf, und dann hole die ganze Freierei der Kuckuk!"

Regine antwortete nicht, aber es war nicht Unentschlossenheit, die sie zögern ließ. Auch diese derbe, urwüchsige Natur trug ein Stück Poesie tief im Herzen, die Liebe zu dem Manne, der einst ihr Gatte hatte werden sollen, zu Hartmut von Falkenried. Als er eine andere heimführte, da hatte sie freilich auch einem anderen die Hand gereicht, denn sie war nicht geschaffen, ihr Leben nutzlos zu vertrauen; aber dasselbe bittere Weh, das sich damals in dem Inneren des jungen Mädchens geregt hatte, als es vor den Altar trat, wachte jetzt wieder auf in dem Herzen der alternden Frau und schloß ihr die Lippen. Doch das dauerte nur wenige Minuten, dann warf sie entschlossen den Erinnerungstraum von sich und streckte ihrem Schwager die Hand hin.

"Nun denn, ja, Moriz! Ich will Dir eine gute und treue Frau sein!"

"Gott sei Dank!" rief Schönau, mit einem tiefen Athemzuge, denn er hatte dies Zögern für die Vorbereitung zu einem dritten Vorbe gehalten. "Das hättest Du eigentlich schon vor fünf Jahren sagen können, Regine, aber besser spät als gar nicht. Endlich sind wir so weit!"

Und damit schloß der beharrliche Freier die nun doch noch errungene Lebensgefährtin herzlich in die Arme. —

Es war ein heißer Sommertag und selbst im Walde fühlte man etwas von der Sonnengluth, die draußen auf Wiesen und Feldern stimmerte. Auf dem Waldwege, unter den hohen Föhren, schritt eine kleine Gesellschaft dahin, General Falkenried mit Sohn und Tochter, die ihm bei dem Besuche, den er in Burgsdorf abtatten wollte, noch eine Strecke das Geleit gaben.

Falkenried war freilich ein anderer geworden, als er in den letzten zehn Jahren gewesen war. Der Krieg, der trotz aller Siege und Triumphe so manchem der Zurückgekehrten verhängnißvoll wurde und ihn vor der Zeit altern ließ, schien für ihn ein Verjüngungsquell gewesen zu sein. Wohl waren das weiße Haar und die tiefdurchfurchten Züge geblieben als unverwischbare Zeugen einer bitteren, schweren Zeit, aber diese Züge hatten doch wieder Leben, die Augen wieder Feuer gewonnen, und man sah es jetzt auf den ersten Blick, daß der Mann kein Greis war, sondern noch in der Fülle der Kraft und des Lebens stand.

Der Sohn Falkenried war in der That noch nicht völlig wiederhergestellt, das verrieth sein Aeußeres. Ihn hatte das Kriegsleben nicht verjüngt, er war im Gegentheil älter, ernster geworden, und das noch immer so bleiche Antlitz, die breite, dunkelrothe Narbe auf der Stirn redeten von einer schweren Leidenszeit. Die an sich nicht allzuschwere Kopfwunde war durch den starken Blutverlust, durch die Ueberanstrengung bei dem nächtlichen Ritte und die eifige Kälte so gefahrdrohend geworden, daß man anfangs alle Hoffnung aufgab und es monatelanger Pflege bedurfte, um Hartmut dem Leben wiederzugeben. Aber in dieser Leidenszeit war auch der alte Hartmut, der Sohn Salifas mit ihrem wilden Blute und ihrem zügellosen Lebensdrange, zu Grunde gegangen. Es schien, als wäre mit dem Namen Rosjanow, den er für immer von sich geworfen hatte, auch das unselige Erbtheil der Mutter begraben. Die dunklen, dichten Locken fingen eben erst wieder an, zu wachsen,

aber um so deutlicher trat die hohe, machtvoll gewölbte Stirn hervor und damit auch die Nehmlichkeit mit dem Vater.

Die junge Frau an seiner Seite dagegen blühte in der vollen Schönheit der Jugend und des Glückes. Wer sie früher gesehen hatte in ihrer stolzen Kälte, ihrer eifigen Unnahbarkeit, der hätte sie kaum wiedergefunden in dieser schlanken, blonden Erscheinung, in dem einfachen, lichten Sommerleide, mit dem Sträußchen eben erst gepflückter Waldblumen in der Hand. Das Lächeln und den Ton, mit dem sie zu dem Gatten und dem Vater sprach, hatte Frau von Wallmoden freilich nie gekannt, das hatte erst Ada Falkenried gelernt.

"Nun aber nicht weiter!" jagte der General, stehen bleibend. "Ihr habt den ganzen Rückweg zu machen, und Hartmut darf sich noch nicht allzuviel zumuthen, der Arzt verlangt dringend, daß er sich noch schont."

"Wenn Du nur wüßtest, Vater, wie niederdrückend es ist, immer noch als Kranker zu gelten, wenn man längst schon wieder Kraft und Leben in sich fühlt," warf Hartmut unmuthig ein. "Ich bin wirklich kräftig genug."

"Um das eben erst Gewonnene wieder aufs Spiel zu setzen," ergänzte der Vater. "Geduldig zu sein hast Du noch immer nicht gelernt, aber zum Glück weiß ich Dich unter Adas Aufsicht, und sie ist streng in diesem Punkte."

"Ja, wenn Ada nicht gewesen wäre, gäbe es wohl überhaupt nichts mehr zu schonen," sagte Hartmut, mit einem Blick inuiger Färtlichkeit auf seine Gattin. "Ich glaube, es stand ziemlich hoffnungslos mit mir, als sie zu mir kam."

"Die Aerzte wenigstens gaben mir keine Hoffnung, als ich die Depesche absandte, die Ada zu Dir rief. Du verlangtest in der ersten Minute des Bewußtseins nach ihr, zu meiner grenzenlosen Ueber-raschung, denn ich ahnte nicht, daß Ihr Euch überhaupt kanntet."

"War Dir das vielleicht nicht recht, Papa?" fragte die junge Frau, lächelnd zu dem Vater aufblickend, der sie an sich zog und einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

"Du weißt am besten, was Du mir und Hartmut bist, mein Kind! Ich danke Gott, daß ich ihn unter Deiner Pflege zurücklassen konnte, als ich weiter mußte. Und Du hattest auch recht, als Du ihn jetzt bestimmtest, hierzubleiben, obwohl der Arzt ihn fortschicken wollte. Er muß erst wieder heimisch werden im Vaterlande, muß die Heimath erst wieder verstehen und lieben lernen, der er so lange entfremdet war."

"Erst lernen?" fragte Ada vorwurfsvoll. "Was er Dir und mir heute vorlas, das zeigt doch wohl, daß er es längst schon gelernt hat, wenn seine jetzige Dichtung auch eine andere Sprache redet, als die wilde, flammensprühende Arivana."

"Ja, Hartmut, Dein neues Werk ist etwas werth," sagte Falkenried, seinem Sohne die Hand reichend. "Ich glaube, das Vaterland wird noch einmal Ehre erleben an meinem Jungen, auch in Friedenszeiten."

Hartmuts Augen leuchteten auf, während er den Händedruck erwiderte. Er wußte, was dies Lob im Munde seines Vaters bedeutete. "Und nun lebt wohl!" rief der General, seine Schwiegertochter noch einmal zum Abschied küßend. "Ich fahre von Burgsdorf sogleich nach der Stadt, aber in einigen Tagen sehen wir uns wieder. Lebt wohl, Kinder!"

Als er zwischen den Bäumen verschwunden war, traten Hartmut und Ada den Rückweg an, der sie an dem Burgsdorfer Weiher vorüberführte. Sie blieben unwillkürlich stehen und blickten auf das stille, kleine Gewässer, das in seinem Kranze von Schilf und Wasserrosen so leuchtend im Sonnenscheine lag.

"Hier habe ich so oft die Knaben Spiele mit Willy getrieben," sagte Hartmut leise, "und hier entschied sich mein Schicksal, an jenem verhängnißvollen Abende. Ich weiß es erst jetzt voll und ganz, was ich meinem Vater anthat in dieser unseligen Stunde."

"Aber Du hast es doch ganz und voll gut gemacht," erwiderte Ada, indem sie ihr Haupt an die Schulter des Gatten lehnte. "Auch vor der Welt ist es ausgelöscht, das zeigt Dir die Bewunderung und Anerkennung, die Dich und den Vater von allen Seiten überströmte, als es bekannt wurde, wer die Heldenthat vollbracht hatte." Hartmut schüttelte ernst und düster den Kopf.

"Es war eine Verzweiflungsthat, kein Heldenthum. Ich glaube nicht, daß sie gelingen werde, niemand glaubte es; aber selbst wenn ich gefallen wäre, hätte ich mir mit jenem Ritt durch die Feinde die verlorene Ehre zurückerobert. Das wußte Egon, und darum legte er die Rettung in meine Hand. Als wir damals Abschied nahmen,

in der eifigen Winternacht, in den zerschossenen Mauern des kleinen, halb zerstörten Gotteshauses, da fühlten wir es wohl, daß es ein Abschied für immer war, aber wir glaubten beide, ich würde das Opfer sein, denn ich ging ja einem beinahe gewissen Tode entgegen. Das Schicksal hatte es anders beschlossen, es führte mich wie mit Geisterhand mitten durch Gefahren, denen ich nach menschlicher Voraussicht erliegen mußte, bis zu meinem

wie tief und schmerzlich ihn die Erinnerung durchbeute. „Er war so voll sonniger Heiterkeit und Lebensfreude, so ganz geschaffen, Glück zu empfangen und zu geben. Vielleicht wärst Du an seiner Seite glücklicher geworden, Ada, als mit Deinem wilden, stürmischen Hartmut, der Dich noch oft genug quälen wird mit all den finsternen Schatten seines Wesens.“

Ada blickte, noch mit der Thräne im Auge, lächelnd zu ihm auf.



Unterbrochener Unterricht.

Nach einer Zeichnung von D. Pauluzzi.

Ziele, und fast in derselben Stunde fiel Egon! — Du brauchst die Thränen nicht vor mir zu verbergen, Ada, ich bin nicht eifersüchtig auf den Todten. Ich habe ihn ja so geliebt, wie er — Dich liebte.“

„Eugen brachte mir seinen letzten Gruß,“ sagte die junge Frau, der die heißen Thränen im Auge standen, die sie anfangs dem Gatten nicht hatte zeigen wollen. „Und auch Stadinger schrieb mir, um den Auftrag seines sterbenden Herrn zu erfüllen. Ich fürchte, der Alte überlebt ihn nicht lange, sein Brief klang, als wäre er völlig gebrochen.“

„Mein armer Egon!“ Man hörte dem Tone Hartmuts an,

„Ich liebe aber nun einmal diesen wilden, stürmischen Hartmut und will kein anderes Glück, als sein Weib zu heißen!“ —

Wald und See ruhten in träumernder Mittagsstille. Ernst und dunkel standen die alten Föhren, leise flüsterte das Schilf am Ufer und auf dem Wasserpiegel tanzten Tausende von strahlenden Funken. Darüber aber wölbte sich die strahlende Himmelsbläue, in die der Knabe einst hatte hinaufsteigen wollen, den Falken gleich, von denen sein Geschlecht den Namen führte, immer höher, der Sonne entgegen! Sie strahlte auch jetzt dort oben in leuchtender Pracht — das mächtige, ewige Flammenzeichen des Himmels!

Stanley im dunkelsten Afrika.

Jahrelang umgab ein undurchdringliches Dunkel das Schicksal der kühnen Forscher, welche in die Waldeswildnisse des tropischen Afrika ausgezogen waren, um Emin Pascha und der Handvoll Leute, die mit ihm in der Provinz Aequatoria geblieben waren, Hilfe und Rettung zu bringen. Endlich, nach Jahren, waren von ihnen Nachrichten eingetroffen, und die Heimkehrenden wurden mit Jubel an den Grenzen Deutsch-Ostafrikas begrüßt. Aus Briefen und kurzen Mittheilungen der Befreier und des Befreiten sind im Laufe von Wochen und Monaten einzelne Stücke aus jenem Afrikazuge bekannt geworden, welcher, was die Größe der überstandenen Gefahren, die Fülle der erduldeten Leiden, die Bitterniß der Enttäuschungen betrifft, zu den tragischsten, was die Tragweite der gemachten Entdeckungen anbelangt, zu den denkwürdigsten aller Afrikazüge gezählt werden muß. Leider begrüßte die Welt die Heimkehrenden mit getheilten Empfindungen; denn die jüngste Unternehmung Stanleys war keine reine Hilfs- und keine reine Forscherexpedition. Wohl waren die Helden, welche mit der wilden Natur und kriegerischen Stämmen rangen, bestrebt, den Schleier von dem dunkelsten Theile des dunklen Welttheiles zu reißen, wohl waren ihre Herzen von dem edlen Gefühl geleitet, einem Häuflein Hilfloser Rettung zu bringen, — aber die Wissenschaft und die Menschlichkeit waren nicht die einzigen Triebe, welche sie zu Thaten anspornten. Koloniale Pläne, politische Erwägungen bildeten gleichzeitig die Richtschnur des Unternehmens, und wie die Politik die Menschen trennt, so beeinflusst sie auch unser Urtheil. Der Ruf: „Sie Stanley, Sie Emin!“ erscholl bereits, bevor man mit bestimmter Klarheit erfuhr, daß die beiden Helden nicht in einem herzlichen Einvernehmen den weiten Weg von den Quellen des Nils, von dem schneebedeckten Mondgebirge bis zur Küste des Indischen Oceans zurücklegten. Was später in die öffentliche Meinung durch weitere abgeriffene Mittheilungen sickerte, konnte diesen Gegensatz nicht ausgleichen, obwohl es auch auf das Verhältniß der beiden hervorragenden Männer zu einander kein klares Licht zu werfen vermochte.

Mit um so größerer Spannung harrete man, bis Stanley und Emin die Geschichte des Zuges, den Fall von Aequatoria im Zusammenhange erzählen würden. Emin hat keine Zeit gefunden, Bücher zu schreiben, im Dienste Deutschlands wirkt er wieder im Inneren Afrikas. Inzwischen ist nun Stanleys neues Werk, das so lang erwartete, erschienen. „Im dunkelsten Afrika. Auffuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas, Gouverneurs der Aequatorialprovinz“ lautet der Titel. Durch die ausführlichen Mittheilungen Stanleys wird der Gegensatz zwischen ihm und Emin nicht gemildert. Im Gegentheil, wir erfahren, daß der Bruch zwischen beiden ein vollständiger ist, daß nicht nur politische Erwägungen ihn veranlaßt haben, sondern daß auch der Gegensatz der Charaktere, grundsätzliche Verschiedenheit der Anschauung, persönliche Kränkungen mitgewirkt haben, um die Kluft zu erweitern. Leider hat bis jetzt nur der eine Theil gesprochen, und darum ist die Streitfrage keineswegs aufgeheilt.

Wie aber auch die Verhältnisse in Wirklichkeit beschaffen sein mögen, die Gestalt Emin's kann durch die Anklagen Stanleys nicht verkleinert werden, sie bleibt dieselbe, wie sie uns aus den früheren Mittheilungen

Jelkins, Junkers und Schweinfurths, aus den eigenen Briefen Emin's bekannt ist. Emin bleibt für uns, was er uns war. Er ist kein General, das wußten wir längst; aber er ist mutbig und unerschrocken, ein Mann der rastlosen Arbeit, ein Mann, dessen Herz auch für den Regier schlägt, ein Mann, den Afrika braucht; er ist, um einen treffenden Ausdruck zu gebrauchen, „ein Kolonist, der ein rechter Mensch ist“.

Und Stanley? Wenn er im englischen Interesse gewirkt hat, so darf uns das billigerweise nicht befremden. Das steht aber auch fest, daß er unbekümmert um Gefahren und die schlimmsten Entbehrungen den Bedrängten Hilfe bringen wollte, daß er mit eiferner Entschlossenheit die übernommene Aufgabe zu vollbringen bestrebt war. Auch er hat Großartiges geleistet in der Art, wie er litt und wie er stritt, um die Vorräthe an Pulver zu unserm tapferen Landsmann nach Aequatoria zu bringen.

Lassen wir darum, wenn wir den Leser in das neueste Werk Stanleys einführen sollen, für jetzt den politischen und persönlichen Streit bei Seite, betrachten wir Stanley als Führer, als Forscher! Das ist erfreulicher, trotz der Tragik, mit welcher die betreffenden Seiten des spannenden Werkes gefüllt sind. Greifen wir die Ereignisse heraus, deren Schauplatz die düsteren Wälder im Herzen Afrikas bilden!

Unsere Leser wissen, daß Stanley seine Truppe nach Zambuja, einer Reihe von Dörfern am Aruwimi, dem Nebenflusse des Kongo, gebracht hatte. Von hier wollte er nach dem Albertsee vordringen und hatte durch Boten,

* Die autorisirte deutsche Ausgabe erscheint bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Sie umfaßt zwei Bände mit etwa 140 Abbildungen und 3 großen Karten.



Stanley und seine Offiziere.
Dr. Barke Nelson. Stanley. Staics. Mountney Jephson.



Der Kirangosi oder nordste Mann der Kolonne.

die von der Ostküste abgesandt wurden, Kawalli am Süden des Sees Emin Pascha als den Vereinigungspunkt bezeichnet.* Tippu-Tib, der bekannte Araberhauptling, hatte versprochen, 600 Träger zu stellen. Bevor aber diese erschienen waren, brach Stanley mit einer Vorhut von 389 Mann mit 357 Gewehren und einer Schnellfeuerkanone sowie einem zerlegbaren Boote nach dem Albertsee auf, um baldigst die erste Hilfe zu bringen. Major Barttelot sollte mit der Nachhut folgen.

Am 28. Juni 1887 hatte die Marschkolonne am Ende der Dörfer von Jambuja Halt gemacht.

„Welches ist der Weg, Führer?“ fragte Stanley den „Kirangosi“, den wahrscheinlich stolzesten Mann der ganzen Kolonne — denn es ist ein höchst erhabendes Gefühl, die Spitze des Zuges zu bilden. Der Mann trug ein griechisches Kostüm und einen griechischen Helm wie Achilles.

„Dieser hier, der nach Sonnenaufgang fährt,“ erwiderte er.

„Wie viele Stunden sind es bis zum nächsten Dorfe?“

„Das weiß nur Gott!“ antwortete er.

„Kennst Du kein Dorf oder Land in jener Richtung?“

„Nicht ein einziges; wie sollte ich auch?“ war die Entgegnung.

Das war alles, was der Klügste von der Mannschaft wußte.

„Nun denn, vorwärts in Gottes Namen! Möge Gott stets mit uns sein! Halte Dich an jeden Pfad, der am Fluße entlang führt, bis wir eine Straße finden.“

„Bismillah!“ erscholl das Echo der Pioniere, die Trompeten der Kubier bliesen das Signal „Vorwärts“, und kurz darauf ver schwand die Spitze der Kolonne in dem dichten Gebüsch an den äußersten Grenzen der Lichtung von Jambuja.

Das war am 28. Juni, und bis zum 5. Dezember, also 160 Tage, ist die Vorhut durch Wald, Busch und Dickicht marschiert, ohne je ein Stück freies Land zu erblicken. „Eine afrikanische Straße,“ schreibt Stanley, „ist meist ein Fußpfad, welcher durch das Reichreiten in der trockenen Jahreszeit eine außerordentliche Glätte und die Härte des Asphalt bekommt. Da die Eingeborenen im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, zu marschieren pflegen, ist der Weg nur 30 cm breit. Ist der Pfad alt, so gleicht er einer gewundenen schmalen Gasse, die in der Mitte mehr als an den Seiten ausgetreten ist, da das Regenwasser hindurchgeströmt ist und sie etwas ausgespült hat. Ein gerader Weg würde im Durchschnitt um etwa ein Drittel kürzer sein als der Pfad, auf welchem die Eingeborenen zu marschieren pflegen. Das ungefähr hofften wir zu finden, als wir aus dem Thore des verschanzten Lagers bei Jambuja marschierten, weil es uns auf vier früheren Expeditionen ins Innere von Afrika stets gelungen war, einen solchen Pfad Hunderte von Meilen zu verfolgen. Wir marschierten, eine Kompanie nach der andern, im Gänsemarsch. Jede Kompanie hatte ihre Fahnen, ihren Trompeter oder Trommler, sowie eine bestimmte Zahl von Leberzähligen, während 50 ausgesuchte Leute als Vorhut voranmarschierten, um Haummesser und Art zu handhaben, die jüngeren Bäume zu fällen, von den Stämmen einen handbreiten Streifen Rinde abzuschälen**, die Blätter und Sprossen des Rotangs zu durchhauen, alle den freien Durchzug der Hunderte von beladenen Trägern hindernenden Zweige zu entfernen, Bäume für den Uebergang über Flüsse zu fällen und nach Beendigung des Tagemarsches aus Buschwerk und Zweigen Seribas oder Bomas (Dornverhaue) und das Hüttenlager zu bauen. Die Vorhut muß den Pfad aufsuchen oder, wenn keiner zu finden ist, die schmalste Stelle des Dickdichts wählen und sich sofort durchbohren, da es außerordentlich ermüdend ist, mit einer schweren Last auf dem Kopfe in der erhitzten Atmosphäre still zu stehen. Findet sich kein dünneres Dickicht, dann geht es irgendwo hindurch, so undurchdringlich die Stelle auch erscheinen mag; die Leute müssen tüchtig darauflos haben, sonst entsteht unter den ungeduldigen Trägern hinter ihnen ein unheilverheißendes Murren.“

Aber die Bezeichnung Wald genügt uns nicht, um die Schwierigkeiten des Marsches zu verstehen. Afrika hat verschiedene Wälder: trockene lichte Wälder im Osten, wo die Bäume ohne Unterholz, mit spärlichem Laub behangen, schattenlos weit auseinander stehen — der innerafrikanische Urwald am Aruwimi und oberen Kongo ist anders beschaffen. Einige Auszüge aus Stanley's Schilderung desselben mögen uns in seine düsteren Hallen einführen:

„Man denke sich das ganze Frankreich und die Iberische Halbinsel besetzt mit Bäumen von 6—50 m Höhe, glatten Stämmen,

* Vgl. auch die Karte in Nr. 2 dieses Jahrgangs.

** Zeichen für die Nachfolgenden, damit sie den Weg finden.

deren Blattkronen sich so nahe befinden, daß sie sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern, Bäume, die bald wenige Centimeter, bald über einen Meter dick sind. Alsdann laufen von einem Baum zum andern Taue von 5—40 cm Durchmesser, welche die Form von Schlingen und Festons, eines lateinischen W und eines schlecht geschriebenen lateinischen M haben oder sich in großen dichten Kreisen wie endlose Anatondaschlangen um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Laß sie läppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen, laß von den höchsten Zweigen die Taue zu Hunderten bis nahe auf den Erdboden, mit ausgefranzten Enden, welche die Luftwurzeln der Epiphyten (Schmarogerpflanzen) repräsentieren, herabfallen und schlante Ranken mit offenem Faserwerk an den Enden wie Troddeln herabhängen! Arbeite alles gehörig durcheinander, so wir wie möglich und von einem Zweig zum andern, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Bestandteile, und pflanze an jeder gabelförmigen Stelle der Bäume und auf jeden horizontal stehenden Ast kohlstartige Baumflechten von der größten Art, Pflanzen mit breiten speerförmigen Blättern, welche die Elefantenohr-Pflanze* darstellen, sowie an andern Stellen Orchideen und Gruppen vegetabilischer Wunderwerke, drapiert mit den viel vorkommenden Farnen! Nunmehr bedecke Baum, Ast, Zweig, Schlingengewächs mit dickem Moos wie mit einem grünen Pelz! Wo der Wald kompakt ist, braucht man nur noch den Boden dicht mit dickem Bryniumgesträuch, Amomum und zwerghaftem Gebüsch zu bepflanzen. Wenn aber, wie es häufig vorkommt, der Blitz die Krone eines stolzen Baumes abgeschlagen und das Sonnenlicht hereingelassen, wenn er einen Waldriesen bis zu den Wurzeln hinab zersplittert hat und der Stamm verdorrt, wenn ein Wirbelsturm einige Bäume entwurzelt hat, dann schießen eine Menge junger Stämme im Wettlauf um Luft und Licht in die Höhe, drängen sich, brechen sich, treten sich und ersticken sich gegenseitig, bis das Ganze ein undurchdringliches Dickicht bildet. —

Am das geistige Bild des unbarmerzigen Waldes zu vollenden, muß der Erdboden noch dick mit halbverrottem Humus aus vermoderten Blättern, Stielen und Zweigen bedeckt sein; alle paar Meter sollte ein gestürzter Riese liegen, eine dünnflüssige Mischung von verwesenden Fasern, abgestorbenen Generationen von Insekten und lebenden Ameisenkolonien, halb verborgen unter der Masse von Reben und umgeben von dem Blattwerk einer Menge junger Bäumchen, langer Epheuranken und viele Meter hoher Rotangpalmen; und jeden Kilometer müßte ein schlammiger Fluß, ein stagnirender Bach oder flacher Tümpel kommen, bedeckt mit Wasserlinsen, Lotus- und Lilienblättern und einem fettigen, grünen Schaum, der aus Millionen von Pflanzentheilen besteht. Bevölkerung dann diese ungeheure Waldgegend mit unzähligen Fragmenten von Völkerstämmen, die untereinander im Kriege sind, 15 bis 80 Kilometer von einander getrennt inmitten der zu Boden gestürzten Bäume, zwischen denen sie Paradiesfeigen, Bananen, Maniok, Bohnen, Tabak, Kolokasien, Kürbisse, Melonen u. s. w. gepflanzt haben, leben und, um ihre Dörfer unzugänglich zu machen, jedes Verteidigungsmittel angewandt haben, welches die Natur und das Leben im Walde den Wilden in die Hand gegeben hat. Sie haben Holzsplitter eingegraben und schlau unter scheinbar zufällig dort liegenden Blättern verborgen, nicht nur auf ihren Pfaden, sondern auch an der Seite von Baumstämmen, sodas der Eindringling, wenn er mit dem nackten Fuße darauf tritt, sich diesen durchbohrt und entweder an dem auf die Holzstücke geschmierten Gift stirbt oder Monate lang lahm bleibt. Sie haben die Wüste aufgethürmt und mit den großen Bäumen Verhaue hergestellt, hinter denen sie mit Köchern voll vergifteter Pfeile und mit im Feuer gehärteten und mit Gift bestrichenen hölzernen Speeren im Hinterhalte liegen.

„Der Urwald, d. h. das alte, vom Menschen noch nicht berührte und seit den frühesten Zeiten sich überlassen gebliebene Wachstum, ist leicht von demjenigen Theil zu unterscheiden, der früher oder später einmal den Menschen Schutz gewährt hat. Die Bäume sind höher und gerader und haben einen kolossaleren Umfang, es finden sich öfter Durchgänge, wo der Marsch weniger Schwierigkeiten bietet und das Hinderniß unabänderlich in Arum, Brynium

* Großblättrige Farnkräuter, die auf Baumstäben wachsen und Elefantenohren ähnlich sehen, weshalb sie von Schweinfurth Platycerium elephantotis benannt wurden.

und Amomum besteht. Der Grund ist fester und kompakter, und es befinden sich an solchen Stellen die Lieblingslagerplätze der zwerghaften Nomaden. Wenn die Pflanzen und kleinen Büsche weggehauen werden, hat man einen lustigen, kühlen Waldtempel, in dem sich angenehm leben läßt.“

Wild giebt es wohl in diesem Walde, aber man sieht es nicht, denn der Lärm der Karawane vercheucht es. Auf die Jagd zu gehen, ist gefährlich, denn wer sich hier verirrt, der ist rettungslos verloren, der Wald giebt nichts wieder heraus, wie das Wasser hinter dem Kiel des Schiffes schließt er sich hinter dem Verlorenen. Vögel hört man überall, aber sie sitzen unerreichbar wie auf dem Dache eines 15 Stockwerke hohen Hauses. Zahllos sind die Insekten, mit deren Beschreibung man ganze Bücher füllen könnte, die aber auch zahllose Plagen über den Wanderer verhängen.

„Diese großen und kleinen Bienen, die Wespen, die Herden von Moten zur Nachtzeit, die Haus-, Tsetse-, Viechfliegen, Mücken und Schmetterlinge bei Tage, die riesenhaften Käfer, welche, durch das Licht im Zelte angezogen, durch die Dunkelheit dahergeflogen, wüthend gegen die Leinwand stießen, in ihrem Zorn, immer mit heiserem Brummen, von einer Seite nach

der andern zurückgeworfen wurden und schließlich mit lärmender Wuth sich auf mein Buch oder mein Gesicht stürzten, als wollten sie aus irgend einem Grunde Nache an mir nehmen; dann die Schwärme von Ameisen, welche auf meinen Teller marschirten, in meine dünne Suppe liefen und über meine Bananen krochen, die Heimchen, welche wie Dämonen umhersprangen und sich mir auf den Kopf oder die Stirn setzten, die Citaden, deren schrilles Zirpen einen noch verrückter machte, als die hysterischen heulenden Manjemafrauen. Der Pascha (Emin) behauptet, diese Stämme zu lieben, ich gestehe aber, ich habe ihnen so viel Schaden wie möglich zugefügt.“

Da gab es kleine Bienen, deren beliebteste Angriffspunkte Augen, Ohren und Nasenlöcher waren, kleine Käfer, die durch ein Nadelöhr hätten schlüpfen können und, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, besonders auf das Peinigen des Menschen eingerichtet zu sein schienen. „Selbstverständlich waren auch unsre alten Freunde, die Moskito's, in zahllosen Scharen auf den größeren Lichtungen. Wenn wir aber bei Tage von Ameisen und unzähligen Arten von Insekten gebissen und gestochen wurden, was, wie jeder zugeben wird, ebenso schlimm ist, als ob man mit Messeln gepeitscht würde, so hatte auch die Dunkelheit ihre Unruhe, Schreckenisse und Aengste. In der Stille der Nacht, wenn die ganze Karawane im Schlummer lag, wurde plötzlich jeder von einer Reihe von Explosionen erweckt. Allmächtig wurde ein großer Baum vom Blitze getroffen und war die Gefahr vorhanden, daß die Hälfte des Lagers von dem fallenden Stamme zermalmt wurde; das Rauschen der Aeste während eines Sturmes war wie das Getöse der Brandung und das Rollen der Bogen am Strande. Wenn es regnete, vermochte keine Stimme im Lager sich Gehör

zu verschaffen; es war wie ein Katarakt mit seinen tosenden Wassermassen. Fast jede Nacht fiel plötzlich ein abgestorbener Baum krachend, berstend und rauschend und schlug mit einem die Erde erschütternden Getöse auf den Boden auf.“

Düster, mit Nebeln verhüllt, mit dichtem Gebüsch am Ufer bewachsen, war auch der Strom, der anfangs in dieser Waldwildniß als Wegweiser diente. Das zerlegbare Boot und einige Kanoes bildeten die Wasserabtheilung der Karawane, der Rest zog zu Lande. Der schlimmste Feind, dem Stanley in diesem Walde begegnete, war der Hunger. Jede Banane, jedes Huhn mußte theuer erkauft oder erkämpft werden. Die Leute wurden, wenn sie einzeln auf Nahrungsmittelsuche ausgingen, von den im Hinterhalte liegenden Eingeborenen angegriffen, mit vergifteten Speerspitzen oder von den vergifteten Pfeilen verwundet, und manche erlagen trotz sorgfältigster Pflege nach Tagen und Wochen im schrecklichen Starrkrampf den gefährlichen Wunden. Die anderen waren von den Mähfaten und der schlechten Nahrung erschöpft — und immer war noch das Ende der Wildniß unabsehbar.

Am 1. September 1887 war man damit beschäftigt, das Boot über Land zu befördern, um eine Stromschnelle zu umgehen. Da stürzte der europäische Diener Stanleys



„Emin Pascha ist angekommen!“

herbei und schrie: „Herr, o Herr, Emin Pascha ist angekommen!“

„Emin Pascha?“

„Ja, Herr! Ich habe ihn in einem Kanoe selbst gesehen. Seine rote Flagge, gerade wie die untrüge (die ägyptische), ist am Heck aufgezogen. Es ist ganz gewiß, Herr!“

Bittere Täuschung! Man war mit Manjema*, Sklavenjägern der Araber, zusammengekommen und näherte sich einer ihrer Ansiedelungen. Der Führer derselben hieß Ugarowa, früher war er als Uledi Felddiener des Entdeckers der Nilquellen, J. Spekes, gewesen.

Stanley wurde von dem Araberhäuptling freundlich empfangen; er rückte weiter ins Innere vor, wo sich etwa 20 Tagemärsche weit eine zweite Kolonie unter Befehl des Arabers Kilonga Longa befanden sollte. 56 Invaliden mußten bereits in dem Lager Ugarowas zurückgelassen werden. Die Vorhut begegnete wirklich einer Abtheilung der Leute Kilonga Longas und erfuhr, daß sie nur etwa fünf Tagemärsche von der Burg der Sklavenjäger entfernt sei, daß aber dazwischen ein völlig unbewohntes Land liege. Und man hatte schon so lange gehungert! Kapitän Nelson, einer der weißen Offiziere Stanleys, litt an Geschwüren und 52 Neger waren invalid, zu Skeletten abgemagert.

Da wurde beschlossen, daß die Kranken unter Befehl Nelsons in einem Lager am Flusse bleiben, die Gesunden aber Kilonga Longa zu erreichen suchen sollten, um dann den Geschwächten Nahrungsmittel zu bringen. (Schluß folgt.)

* Die Manjema bewohnen das Land östlich von Kiangwé am oberen Kongo oder dem Qualaba. Von den Arabern unterworfen, bilden sie jetzt die Helfershelfer derselben bei der Verwüstung anderer Gebiete in Innerafrika.

Hauschronik.

Wie das Männchen hoch auf den Baum sich schwingt Und Inbel über die Gärten singt!
Sein Weibchen schlüpft im Gebüsch sach, Wo man am besten Heimath macht,
Und freut sich an jedem Galm zum Nest, Weil's gar so heimlich sich bauen läßt.
Schaut tief dann hinein und mit tiefem Sinn, Und morgen liegt's erste Eilein drin.
O selige Freude am ersten Kind! Bald fünf! und wie schön sie geprenkelt sind!
Dich deck' ich, du herziger Segen du, Zwölf Tage lang mit mir selber zu.

Zwölf Tage — und unter ihr regt sich's schon, O Muttername, du süßer Ton!
Du winziges Elterkind, du kleins! Noch eines, dann zwei noch und wieder eins.
Sieh, Vater, sie recken die Schnäblein dar, Die Mutter lehrt sie das Bitten gar.
O emsiges Bringen, wie reichst du zart Die Bissen, am eigenen Mund gespart!
Schon Feder um Feder im Flaum sich regt, Fast ganz, wie's Vater und Mutter trägt.
Zwölf Tage kaum aus dem Ei geschlüpft, Da sind sie auch schon vom Nest gehüpft.

Und flatter't und schwirrt in die Freiheit aus, Und das ist die Chronik vom ganzen Haus.

J. G. Fischer.

Blätter und Blüthen.

Unsere ehbaren Pilze. Jedes Jahr liest man in Zeitungen Nachrichten von Erkrankungen und Todesfällen infolge des Genusses von giftigen Pilzen. Jedes Jahr werden bei dieser Gelegenheit Warnungen erlassen und Vorschläge zur Ueberwachung des Marktes gemacht; wir besitzen eine ganze Litteratur von „Pilzsammelern“ und „Pilzfährenern“, und trotzdem kehren die Unglücksfälle immer wieder. „Und doch ist es so leicht, giftige Pilze von ehbaren zu unterscheiden“, meint noch heute so manche Hausfrau, „man braucht ja nur einen silbernen Löffel in die gekochten Pilze einzutauchen! Wird er schwarz, so ist das Gericht giftig.“ Unzählige Male wurde dieses Mittel als ganz und gar unzuverlässig bezeichnet (vergl. „Gartenlaube“ 1885, S. 563). Aber trotzdem giebt es noch unzählige Menschen, die es anwenden und fest daran glauben.

Freilich, das einzige Mittel, welches uns wirklich vor der Vergiftung schützt, ist nicht so einfach, obwohl es sich in die wenigen Worte: „die ehbaren Pilze genau kennenlernen!“ zusammenfassen läßt. Wer Pilze sammelt, kauft oder focht, muß diese Kenntniß besitzen, sonst kann er leichtfertigerweise das Leben seiner Nächsten gefährden. Von dem Bewußtsein dieser Pflicht sind viele noch lange nicht durchdrungen. Ich kenne Hausfrauen, die in der Küche Vortreffliches leisten, infolge ihrer Schulbildung aber kaum die Merkmale des Champignons oder des Steinpilzes kennen. Sie kochen auch Pilze und vertrauen dabei dem Wissen des Sammlers oder Verkäufers. Im großen und ganzen leiden sie dabei keinen Schaden; denn die Landbevölkerung und die Marktweiber kennen in der Regel die ehbaren Arten aufs genaueste. Es giebt aber keine Regel ohne Ausnahme — und wenn man bedenkt, wie oft unerfahrene Kinder auf die Pilzjagd geschickt werden und was für Personen mitunter sich dem Marktgeschäfte widmen, so wird es uns nicht wundern, daß so oft Vergiftungen infolge des Pilzgenusses vorkommen. Aus diesem Grunde möchten wir unsere Hausfrauen, die der Küche vorstehen, ganz besonders auf die Pflicht, ehbare Pilze genau kennenzulernen, aufmerksam machen. Gefocht oder zubereitet wird nur der Pilz, den man genau als ehbaren kennt; alles andere wird zurückgewiesen: das sollte ein feststehender Grundsatz in der Küche sein. Das Kennenlernen verursacht allerdings Mühe, aber so überaus schwierig ist es nicht. Es wird von den Hütinnen des häuslichen Herdes durchaus nicht verlangt, daß sie sich in die Geheimnisse der Pilzkunde vertiefen. Sie sollen in dieser nur ebenso bewandert sein wie in der Fleischkunde. Ob sie wissen, woraus ein Muskel besteht, oder nicht, ist ganz gleichgültig, aber sie müssen auf den ersten Blick Rindfleisch vom Schweinefleisch, oder eine Taube von einem Rebhuhn unterscheiden können. Ebenso einfach ist die Forderung, die eine Pilzart von der andern unterscheiden zu können. In der Schule haben wir es nicht gelernt, also müssen wir es nachholen durch Selbststudium.

Für einige der am häufigsten vorkommenden ehbaren Pilze hat die „Gartenlaube“ in Nr. 30 des Jahrgangs 1889 nützliche Winke gegeben. Außerdem giebt es eine große Zahl von Handbüchern der Pilzkunde; als die zweckmäßigsten aber erscheinen uns diejenigen, welche in kurzer bündiger Form das Nötigste enthalten und vor allem gute naturgetreue Abbildungen bringen. Ein solches Büchlein ist das beste Pilzlexikon für den Haushalt. Da haben wir z. B. einen verdächtigen, uns nicht bekannten Pilz vor uns; wir sehen die Abbildungen der ehbaren Pilze in unserem Büchlein durch, und finden wir den Verdächtigen darin nicht — so werfen wir ihn weg. Sein Name und seine übrigen Eigenschaften können uns gleichgültig sein, er ist eben nicht ehbar.

Auf ein solches Büchlein, das bereits in zweiter Auflage vorliegt, möchte ich nun die Leser und namentlich Leserinnen aufmerksam machen.

Es verdient unbedingt ein Plätzchen neben dem „Kochbuche“, und es wird in allen fraglichen Fällen die beste Auskunft geben. Der Titel desselben lautet: „Unsere ehbaren Pilze in natürlicher Größe dargestellt und beschrieben mit Angabe ihrer Zubereitung von Dr. Julius Koll“ (Tübingen, Verlag der V. Lanppischen Buchhandlung). Wir lernen in demselben nur unsere ehbaren Pilze kennen und zwar in trefflichen „Porträts“, denen sozusagen lediglich das „Signalment“, die Beschreibung ihrer äußeren Eigenschaften, beigegeben ist. Nur ein Giftpilz findet sich in dieser ehrenwerthen Gesellschaft: es ist der giftige Knollen- oder Gichtblätterpilz, der in seinem Jugendzustand mit dem edlen Champignon leicht verwechselt werden kann und dem die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1885, Nr. 13 wegen seiner Gemeingefährlichkeit einen besonderen Artikel gewidmet hat.

Schnellzugsgeschwindigkeit. Ein im letzten Jahre in England erschienenes Werk über englische und ausländische Schnellzüge enthält u. a. eine Vergleichen der Schnellzugsgeschwindigkeit in den verschiedenen Ländern. Hiernach würde Norddeutschland unter den europäischen Staaten den vierten Rang einnehmen, indem Großbritannien, Frankreich und Holland vorangehen, Belgien auf gleicher Höhe steht und Süddeutschland, Oesterreich-Ungarn, Dänemark, Italien, Rumänien, Schweden, Rußland und die Schweiz folgen. Mit deutscher Gründlichkeit ist nun aber unter genauer Ausführung aller Schnellzüge diese Berechnung umgestoßen und nachgewiesen worden, daß auf dem europäischen Festlande die norddeutschen Bahnen und darunter wieder die preussischen Staatsbahnen den ersten Rang einnehmen.

Table with 2 columns: Country and Schnellzugskm in 53453 Minuten. Rows include Norddeutschland, Holland, Frankreich, and Belgien.

Dies entspricht einer stündlichen Durchschnittsgeschwindigkeit von 49,8 km in Preußen, 49,6 in Norddeutschland, 49,5 in Holland, 48,3 in Frankreich, and 47,8 in Belgien.

Wahrscheinlich sind auch Süddeutschland und Oesterreich-Ungarn in der englischen Berechnung zu kurz gekommen.

Das Kleinerwerden im Alter. Das „infame Altwerden“ wie es der Naturforscher Moritz Wagner in München nannte, der es noch außerdem mit einem Kraftausdruck als „einen schändlichen Spitzbubenstreich der Natur“ bezeichnete, bringt noch etwas mit sich, was in der Regel nicht beachtet wird, eine Abnahme der Körpergröße. Nach den Untersuchungen des Belgiers Ducloux bleibt die Körperlänge vom 30. bis zum 40. Lebensjahre unverändert; sie vermindert sich dann vom 40. bis 50. Jahre um 10 Millimeter, vom 50. bis 60. Jahre um 35, vom 60. bis 70. Jahre um 16, vom 70. bis 80. um 10 Millimeter, sehr wenig vom 80. bis 90. Jahre. Der Mensch nimmt also im Durchschnitt in der Zeit des Alters um 71 Millimeter ab. Es ist dies an und für sich ja nicht weiter beachtenswert; es bestätigt nur die betrübende Thatsache, daß alles im Alter zurückgeht.

Inhalt: Radonna im Rosenlag. Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung). S. 429. — Das Ulmer Münster in seiner Vollendung. Von Dr. R. Fleibere. S. 435. — Mit Abbildungen S. 440. — Mit Abbildungen S. 445 u. 447. — Hauschronik. Gedicht von J. G. Fischer. S. 448. — Blätter und Blüthen: Unsere ehbaren Pilze. S. 448. — Schnellzugsgeschwindigkeit. S. 448. — Das Kleinerwerden im Alter. S. 448.